ADOLF SCHLATTER

ERLEBTES

IM FURCHE-VERLAG ZU BERLIN

Erlebtes

Erlebtes

Erzählt von D. Adolf Schlatter

Professor der Theologie in Tübingen

1924

Im Furche-Verlag zu Berlin

Inhaltsübersicht

Mein Anteil am Staat . . . . . 8—24

Das Leben und das Denken 7. Die Stärke des schweizerischen Volkstums 8. Politische Mannhaftigkeit 9. Der fruchtbare Staatsdienst 10. Im Kampf mit dem Staat 11. Ein allmächtiger Regierungsrat 12. Ein bittender Geheimrat 13. Die Treue gegen den Staat 14. Der Glanz des Reiches 15. Der Schatten des Genius 16. Der grollende Kanzler 17. Die Gefährlichkeit Wiens 18. Die große Forderung des Staates 19. Der Gehorsam gegen die Regel Jesu 20. Die Anrufung des richtenden Gottes 21. Die Enthüllung der deutschen Not 22. Die Befreiung vom obersten Bischof 23.

Mein Anteil an der Kirche . . . . . 24—50

Die Kirche im Elternhaus 24. Die Kirche die Dienerin Jesu 25. Der Pfarrer ein Glied der Kirche 26. Die Dankbarkeit für die Kirche 27. Das Bußwort an die Kirche 28. Die Schwäche des geistlichen Amtes 29. Das Ziel der Predigt 30. Die Mitarbeit mit der Reform 31. Kirchennot zur Zeit der Reform 32. Die Abwehr der Reform 33. Edmund Fröhlich, ein christlicher Mystiker 34. Worte Edmund Fröhlichs 35. Die ländliche Gemeinde Keßwil 36. Julius Schnell, Jurist und Christ 37. Das Luthertum 38. Hermann Cremer 39. Reformierte Art 40. Die Kirchennot in Pommern um 1890 41. Der Beichtvater (Wesen und Wort) 42. Der Generalsuperintendent (Autorität und Wahrheit) 43. Berlins kirchliche Not 44. Friedrich von Bodelschwingh 45. Württembergisches Kirchenwesen 46. Die weibliche Jugend 47. In der Einsamkeit 48. Mangel an kirchlichen Arbeitern 49. Die Unbeweglichkeit der Kirche 50.

Wie die Bibel zu mir sprach . . . . . 50—61

Die Stadt Gottes 51. Unter die Sünde verkauft 52. Gottes Name werde geheiligt 53. Die Aussaat des Wortes 54. Die Liebe bleibt 55. Der erste Psalm 56. Die Straße der Heiden 57. Pflicht und Liebe 58. Die Einfalt zu Christus hin 59. Die Hoffnung der Christenheit 60.

Der Gast am Tisch Jesu . . . . . 61—67

Das Bekenntnis beim Abendmahl 61. Die Zucht beim Abendmahl 62. Starke und Schwache 63. Die Gemeinschaft mit dem Vater 64. Die sonntägliche Abendmahlsfeier 65. Ostern am See Genezareth 66. Das Abendmahl mit den Studierenden 67.

Der Schüler und der Lehrer . . . . . 68—84

Die Macht der lehrenden Persönlichkeit 68. Die sittlichen Bedingungen des Lehramts 69. Das Erwachen des wissenschaftlichen Willens 70. Notstände im Gymnasium 71. Die Geringschätzung der Anschauung in der Schule 72. Fruchtbare Stunden in der Schule 73. Keimende Philosophie 74. Das Verständnis für den Glauben 75. Der Anschluß an den Römerbrief 76. Das pädagogische Ziel im Lehramt 77. Die Befähigung zum Hören 78. Die Erziehung zur Wissenschaftlichkeit 79. Die Auslegung des Neuen Testaments 80. Der dogmatische Unterricht 81. Die wissenschaftliche Gemeinschaft 82. Der christliche Charakter des Unterrichts 83.

Mein Anteil an der Forschung . . . . . 84—95

Der Entschluß zur literarischen Arbeit 84. Die Beobachtung des Glaubens 85, 86. Die Freude und die Pein des Forschens 87. Sprachliche Studien 88. Die Zeitgenossen Jesu 89. Durch Palästina: von Joppe bis Jerusalem 90. Durch Palästina: von Jerusalem bis Kapernaum 91. Durch Palästina: von Kapernaum bis Ephesus 92. Wachsendes Verständnis des Neuen Testaments 93. Die Fassung des Dogmas 94. Der Entschluß zur Ethik 95.

Natürliche Wurzeln . . . . . 95—104

Die beiden Gründe des Christenlebens 96. Natürliche Vererbung 97. Körperliche Bindungen 98. Das Wandern 99. Das Schöne 100. Die Flora 101. Der sinnliche Genuß 102. Die Strenge der Natur 103. Erlösung von der Natur 104.

Bibliographie . . . . . 106—107

Von den Studierenden werde ich gelegentlich gebeten: „Erzählen Sie uns aus Ihrem Leben.“ Ich freue mich an dieſer Bitte als an einem Zeichen, daß ſich unſere Jugend bewegt. Wir fragten, als wir Studenten waren, nicht nach dem Leben unſerer Lehrer, ſondern benutzten ſie als die Brunnen, aus denen wir Gedanken ſchöpften, und fügten dazu nur noch Schnurren hinzu, die wir in übermütiger Laune ſelber erfanden. Wenn unſere Jugend das erfaßt, daß Gedanken die Wirkungen des Lebens ſind, ſo hat ſich eine große Bewegung vollzogen. Iſt ihre Bitte kühn, — wer will der Jugend das Recht zur kühnen Bitte verweigern? Kühn iſt ſie, weil das Leben, auch wenn es ſich wie das meine auf geordneten, geebneten Wegen bewegt, eine unfaßbare Unermeßlichkeit iſt wie alles, was Gott macht. Ich war ein Glied des Staats, ein Glied der Kirche, ein Hörer der Bibel, ein Gaſt am Tiſch Jeſu, ein Genoſſe in der unterrichtenden und in der forſchenden Arbeiterſchar, und vor allen dieſen Äußerungen des perſönlichen Lebens ſteht, was uns alle macht: ich war ein Gebilde der Natur. Jede dieſer Beziehungen trägt aber eine Unermeßlichkeit von Wirkungen in uns hinein. Kein Auge umfaßt ſie alle; kein Gedächtnis erneuert ſie richtig. Denn ſie kamen nicht, um zu bleiben, ſondern um das Zukünftige zu zeugen. Die Bitte der Jungen verkannte aber die uns geſetzten Grenzen nicht; „aus meinem Leben“ ſollte ich ihnen erzählen, und innerhalb dieſer Grenze hält ſich auch das, was ich hier zur Erfüllung dieſer Bitte ſage.[1])

[1]) Ein zuſammenhängender Überblick über die Wege, die mich zu meiner Theologie führten, findet ſich in den „Beiträgen zur Förderung chriſtlicher Theologie“,

Mein Anteil am Staat

Die erste Handlung, die mich am Staat mithandelnd beteiligte, fällt in mein erstes Schuljahr, als ich sechsjährig war.[1]) Damals kaufte die schweizerische Eidgenossenschaft das Rütli, um es eigensüchtiger, privater Bewirtschaftung zu entziehen und ihm seine einsame Stille zu sichern. Das geschah in der Weise, daß jedes schweizerische Schulkind einen festgesetzten Beitrag brachte. Somit trug auch ich mein Geldstück zum Ankauf des Rütli in die Schule und erhielt wie alle Kinder dafür dessen Bild. Das war ein kleiner Vorgang wie alle staatlichen Handlungen, eine in Gemeinschaft mit Tausenden vollzogene Tat. War er aber klein, wenn er eine nie erlöschende Erinnerung in die Seele legte? Ich nenne jenen Beschluß des Bundesrats eine weise Tat. Denn er stellte die Tatsache in das jugendliche Sehfeld hinein: Du bist mit der Geschichte deines Volkes verbunden; was vor langer Zeit in den Tälern der Vierwaldstätte geschah, bereitete dir den Ort, auf dem dein Leben wächst; für dich geschah, was die früheren Geschlechter gelitten, gestritten und erarbeitet haben; du lebst von der Frucht, die die Früheren säten. In ununterbrochener Reihe strömten später Beobachtungen, die mir dieselbe Botschaft brachten, in mich hinein und machten meinen Anteil am Volkstum zum nie erschütterten, immer wirksamen Fundament meines Handelns. Es gibt keinen Entschluß in meinem Leben, ob es der Eintritt in das Pfarramt oder der Verzicht auf dasselbe und der Eintritt in die wissenschaftliche Arbeit war, ob ich dem Ruf in die deutsche Arbeit folgte, ob ich mich an der Berliner Arbeit beteiligte oder sie abbrach und mich der Tübinger Fakultät zugesellte, bei dem nicht mein glied-

---

XXV, 1, unter dem Titel: „Die Entstehung der Beiträge zur Förderung christlicher Theologie und ihr Zusammenhang mit meiner theologischen Arbeit."

[1]) Ich bin am 16. August 1852 in St. Gallen geboren und kam im Frühling 1858 in die für die Bürger der Stadt bestimmte Elementarschule.

licher Zusammenhang mit unserem Volke, der mich ihm verpflichtete, bestimmend mitgewirkt hätte.

Am Morgen eines Sonntags standen wir Kinder[1]) am Fenster unserer Wohnstube, das uns den Blick auf den Eingang in die Kirche gewährte. Unser Haus hieß „Hinter dem Turm", weil dicht vor seinen Fenstern der gewaltige Turm der Stadtkirche in die Höhe stieg, in seiner schlichten Gotik ein herrliches Bauwerk. Damals war die Bürgerschaft in der Kirche zur Abstimmung über eine Änderung in der Verfassung des Kantons versammelt, und die Stimmung war erregt. Während damals die Bürgerschaft der Stadt St. Gallen noch ausschließlich evangelisch war, waren im Kanton der katholische und der evangelische Teil des Volks der Zahl nach ungefähr gleichstark, und beide rangen miteinander, denn die neue Verfassung wollte der Kirche Rechte geben, die die evangelische Bevölkerung ablehnte. Mein Vater sah dagegen in allem, was die Macht des Staats über die Kirche begrenzte, einen Gewinn und war entschlossen, für die Annahme der Verfassung zu stimmen, obwohl vorauszusehen war, daß die ganze städtische Bürgerschaft, eine kleine Minderheit ausgenommen, sie verwerfe. Nun kam der Augenblick der Abstimmung; die Kirchentüren wurden geöffnet, damit diejenigen hinaustreten und gezählt werden konnten, die für die Verfassung stimmten. Es waren nur wenige Männer, und eine Schar junger, noch nicht stimmberechtigter Leute stand vor der Türe und empfing sie mit lautem Lärm. Lachend trat gleich darauf der Vater in unser Wohnzimmer, nicht erschüttert durch die Begrüßung, die ihm an der Kirchentür zuteil geworden war. Ich habe später manchmal an dieses kleine Erlebnis gedacht, wenn ich zur Urne ging und in das die Heimlichkeit der Abstimmung sichernde Gelaß mit Ekel hineingeschoben wurde. Ich hatte in meiner Jugend einen anderen Anteil am Staat gesehen, den,

[1]) Ich war von acht Kindern das siebente.

bei dem in offener Abstimmung jeder seine Überzeugung vertrat auch gegen eine aufgeregte Bürgerschaft. Der Staat ist schwer krank, wenn er seine Glieder nur dadurch an seinem Handeln beteiligen kann, daß er ihre Entschließung mit Heimlichkeit umgibt.

Tätigen Anteil nahm der Vater am Leben des Staates nur dann, wenn seine Beziehungen zur Kirche geordnet und seine herrischen Eingriffe in das religiöse Verhalten der Bürger abgewehrt werden mußten. Als aber mein Bruder herangewachsen war, geschah in den Räumen des elterlichen Hauses auch eine beträchtliche, fruchtbringende Arbeit für die Stadt. Der Vater war, ehe er in das Kolonialwarengeschäft des Großvaters trat, Apotheker gewesen und führte darum meinen älteren Bruder denselben Weg. Dieser kam, da er Apotheker war, schon frühe in den Gemeinderat der Stadt, der ihn an der Aufsicht über die Lebensmittel beteiligte. Ich bekam daher, so oft ich in das elterliche Haus zurückkam, durch die Gemeinschaft mit meinem Bruder einigen Einblick in die Arbeit, die auf diesem Gebiet für die Stadt zu leisten war. St. Gallen war z. B. durch den Mangel an Wasser gehemmt, und bis seine ungenügende Versorgung mit Wasser durch seinen Anschluß an den Bodensee ersetzt war, mußte mancher nach Wasser suchende Gang getan, mancher weitsichtige Plan entworfen und als unausführbar wieder preisgegeben und viel redliche Arbeit vollbracht werden. Ich nahm an ihr selbstverständlich nur als Zuschauer teil, hatte aber von diesem Zuschauen den großen Gewinn, daß mir anschaulich gezeigt wurde, wie der fruchtbare Anteil am Leben des Volkes zustande kommt. Wir sind blind, wenn wir nur nach dem greifen, was man Politik zu heißen pflegt, da wir damit nach dem haschen, was jenseits unseres Urteils und Vermögens steht, und uns mit der unseligen Last leerer Worte beladen. Das Volk besteht aus den kleinen Verbänden, die uns mit unmittelbarer Berührung umfassen, und diese geben jedem, dem die selbstlose und dienstwillige Liebe geschenkt worden ist, die Arbeitsgelegenheit in unerschöpfter Fülle.

Mir fiel dagegen als väterliches Erbe ein Anteil am Abwehrkampf gegen die Allgewalt des Staates zu. Was ich damit meine, macht vielleicht meine Begegnung mit dem Erziehungsdirektor des Kantons Bern anschaulich. Mit dem Entschluß, die akademische Arbeit zu beginnen, folgte ich dem Ruf der Berner Freunde, die der Schulpolitik ihres Staats einen kräftigen Widerstand entgegensetzten, weil sie die Entfernung der Schule vom Christentum betrieb. Sie schufen darum freie christliche Schulen, Gymnasium, Lehrer- und Lehrerinnenseminar, und sorgten auch für die Pflege der christlichen Theologie an ihrer evangelisch-theologischen Fakultät, an der alle ihre Geistlichen ausschließlich ihre Bildung empfingen. Damit widersetzten sie sich den Zielen ihrer Regierung. Nun erkrankte in der Zeit, als ich meinen Anschluß an die Fakultät auf dem geordneten Weg als Privatdozent zu bewirken suchte, mein Freund, Samuel Oettli, der meine Berufung nach Bern vor allem gewünscht hatte und den alttestamentlichen Unterricht an der Fakultät besorgte, schwer, so daß für anderthalb Jahre der alttestamentliche Unterricht ausfiel. Er bat mich darum, wenigstens einen kleinen Teil desselben zu übernehmen, was aber unmöglich blieb, wenn sich der die letzte Entscheidung besitzende Staatsmann meiner Zulassung zur Universität widersetzte oder sie verzögerte. Ich entschloß mich darum, ihn aufzusuchen und ihm die Bitte vorzutragen, er möchte meine Beteiligung am Unterricht der Fakultät ohne Verzögerung genehmigen. Der Erziehungsdirektor trug den berühmten Namen Bitzius, denn er war der Sohn des schweizerischen Dichters Bitzius (Jeremias Gotthelf). Früher war er Pfarrer gewesen, und seine Predigten taten, als sie nach seinem Tod gedruckt wurden, eine bedeutende Wirkung. Er war als Pfarrer ein Führer der religiösen „Reform" gewesen und blieb dies auch dann, als er als Mitglied der Regierung der Verwalter des ganzen bernischen Schulwesens mit Einschluß der Hochschule war. Auf meine Bitte antwortete er: „Dagegen, daß Sie sich als Privatdozent habi-

litieren, wende ich nichts ein. Ich sage Ihnen aber sofort: zum Professor mache ich Sie nicht". Als ich darauf erwiderte, daß ich nie daran gedacht hätte, daß er mich sofort zum Professor mache, sagte er: „Ich will Ihnen auch sagen, warum ich dies nicht tue. Die Frommen im Lande würden sagen: ‚Diesen Professor haben wir erbetet', und diesen Gefallen tue ich ihnen nicht." Seine Absicht, an mir festzustellen, wer stärker sei, der Wille des Regierenden oder das Gebet der Frommen, kam mir zunächst komisch vor. Die Sache war aber ernst gemeint, und auch dem Standpunkt des die Staatsgewalt Vertretenden stand ein gewisses Recht zur Seite, weil die Frommen oft dem Gedanken erliegen, daß das königliche Wirken Gottes und die Herrschermacht des Christus bedeuten, daß den Frommen die Regierung sowohl über das Volk als über die Kirche gebühre. Wenn aber ein selbstischer Machtwille sie treibt, bekommt auch ihr Gebet einen hoffärtigen Ton, der die Einrede wachruft, daß das Gebet keine Waffe für den Parteikampf sei. Ebensooft und nicht weniger deutlich zeigt sich aber auch bei den Leitern des Staats ein Machtwille, vor dem sich die Christenheit nicht beugen darf. Es war das gute Recht der bernischen Christen, die Schul- und Kirchenpolitik ihrer Regierung abzulehnen, und wenn sie dabei von der Gewißheit getragen waren, daß über dem Willen der Regierenden ein höherer Wille stehe, so sind auch die Führer des Staats verpflichtet, sich ihrer Abhängigkeit vom regierenden göttlichen Willen bewußt zu bleiben. Wenn sie dagegen diese Abhängigkeit verleugnen, so wird der Widerstand gegen den Staat zur Pflicht.

Der Mensch gleicht der Blume des Felds. Bitzius hielt mir gegenüber sein Wort, starb aber noch in der Zeit, als ich in Bern war, und sein Nachfolger war nicht an seine Erklärung gebunden.

Es kam später ein anderer Tag, an dem die andere Seite an unserem Verhältnis zum Staat, nicht die Abwehr seiner Alleinherrschaft, sondern die Dienstpflicht gegenüber seinen Bedürfnissen, zur Geltung

kam. Der Ministerialrat, der die preußischen Universitäten verwaltete, Althoff, saß im März 1893 in Greifswald in meinem Arbeitszimmer. Nachdem er mich zum Beginn des Jahres vergeblich nach Berlin gerufen hatte, um mich zum Eintritt in die theologische Fakultät Berlins zu bewegen, kam er nun seinerseits zu mir. Da er aber nicht nur der theologischen Professur wegen in Greifswald war, konnte ich schon am vorangehenden Abend, an dem ein Teil der Universität beim Chirurgen zu Gast geladen war, beobachten, wie tief sich sonst stolze Kollegen vor dem regierenden Mann verbeugten, und es ging mir damals einiges Verständnis auf für die herbe Menschenverachtung, die Althoffs Verkehr mit der akademischen Welt kennzeichnete. Nun saßen wir beisammen, und ich setzte ihm nochmals auseinander, warum ich nicht an den Weggang von Greifswald dachte. Ich hatte in Preußen einzig den fruchtbaren Hörsaal gesucht, und den hatte mir Greifswald gegeben. Ob ich ihn auch in Berlin finden werde, war zweifelhaft. Denn jeder hängt auch von der Arbeit seiner Mitarbeiter ab, und in Greifswald war die Mitarbeit in wirksamer Weise gegeben. Wir hatten nun beide gesprochen, und die Frage mußte zur Entscheidung kommen. Erregt stand Althoff auf und sagte: „Wenn Sie mir diese Antwort geben, so reise ich nach Königsberg!" Ich stand auch auf und erwiderte: „Bene, bene, Herr Geheimrat; reisen Sie nur nach Königsberg!" Zornig fragte er: „Was soll das heißen?" Ich erklärte ihm, daß ich nichts dagegen einzuwenden habe, wenn er sich den Königsberger Kollegen (damals Grau) nach Berlin hole; ich hielte die Wahl nicht für glücklich, sei aber, wenn er sich zu dieser Wahl entschlossen habe, mit dieser Lösung der Frage einverstanden. „Sie haben mich mißverstanden," antwortete er, „ich kann nicht mehr nach Berlin zurückkehren, wenn Sie mir absagen." Darauf war meine Antwort: „Steht es so, so komme ich."

Was war geschehen? Der König hatte gesprochen und angeordnet, daß in die theologische Fakultät von Berlin noch ein Mann eintrete,

der die christlichen Überzeugungen vertrete. Darum war das Ministerium zur Ausführung des königlichen Willens bereit. Althoff selbst war von der Richtigkeit desselben schwerlich überzeugt; er konnte eine neue und vollends eine „positive" theologische Professur entbehren. Aber im preußischen Beamtentum gab es, nachdem ein königlicher Wunsch vorlag, kein Ausweichen mehr. Das verbot die Beamtendisziplin. Bisher waren alle anderen Verhandlungen gescheitert; sagte ich auch ab, so war die Ausführung des königlichen Willens unmöglich gemacht. Das machte es auf dem Standort des Beamten zur Notwendigkeit, daß ich komme, und ich ehrte diese angebliche Notwendigkeit. Der Staat rief hier den Dienst der Kirche an; soll sie beiseite treten, wenn er ihre Mitarbeit begehrt? Es war damals meine Meinung und ist es heute noch: in solchen Fällen müssen die persönlichen Wünsche schweigen. Denn die Selbständigkeit der Kirche gegenüber dem Staat ist nicht Gleichgültigkeit gegen sein Wohl und nicht Geringschätzung seiner Arbeit. Ruft er die Christenheit, dann sei sie bereit.

So war ich nun Professor in Berlin.[1]) Ich hebe aus meinen Berührungen mit dem Staat, die in diese Zeit fallen, drei Tage heraus. Das Denkmal Kaiser Wilhelms I., das neben dem königlichen Schloß steht, wurde enthüllt. Neben dem Denkmal standen die Leiter des Staats, die Generäle, die obersten Beamten; auch mein Platz war dort, da ich damals den violetten Mantel des Dekans der theologischen Fakultät von Berlin trug. Es war eine große Parade; in langer Reihe zogen Abteilungen des ganzen Heeres an dem Denkmal vorbei. Derjenige Vorgang in der Feier, der mir die stärkste Bewegung bereitete, war der Vorbeimarsch der jungen Marinetruppe. Das Reich entfaltete seine Pracht und zeigte vor dem Bild des alten Kaisers seine Machtmittel. Blieb mir jener Tag etwa darum unvergeßlich, weil ich

[1]) Vom Herbst 1893 bis Frühling 1898.

im preußischen Dienst aus einem Christen ein „Militarist" geworden war, dem das deutsche Heer die Herrlichkeit Jesu verdunkelte und die alles ergreifende Macht seines Kreuzes verhüllte? Verschwand mir hinter den Machtmitteln des Deutschen Reiches Gottes Reich? Im Gegenteil! Solche Wirkungen hätte der Anblick der staatlichen Macht vielleicht innerhalb derjenigen Ethik hervorgebracht, die in der alten Christenheit verbreitet war, als sie meinte, sie könne die Größe Gottes nur dadurch erfassen, daß sie die eigene Ohnmacht beschreibe, und die Gnade Jesu nur dann richtig schätzen, wenn sie sie an unserer Verwerflichkeit maß. Dann war freilich die Freude am Erwerben und die nach Macht strebende Arbeit sündlich oder wenigstens verdächtig. Aber diese Ethik war nicht mehr die meine. Gott wurde mir nicht nur an dem sichtbar, was uns fehlt, sondern an dem, was er uns gibt, und ich wußte, daß wir, wenn er uns Macht und Größe gibt, vollends seinen Geist und seine Gnade brauchen, durch die unsere Macht dem Willen Gottes dienstbar wird. Ich ging darum von jenem glänzenden Schauspiel nicht mit dem Gedanken weg, unser Volk habe, weil das Reich so kraftvoll gerüstet sei, das Wort Jesu nicht mehr nötig; vielmehr wurde mein Dank dafür, daß uns Jesus die Buße gewährt, den Glauben verleiht und uns dem Willen Gottes untertan macht, neu angefacht. Je größer unser Besitz, je wirksamer unsere Arbeitsmittel werden, um so stärker und begründeter wird der Dank dafür, daß uns zu diesem hinzu auch das gegeben ist, was unseren Besitz für uns heilsam macht.

„Bitte, halten Sie eine Rede auf Caprivi![1]) Bringen Sie ein Hoch auf ihn aus!" Ich sagte dies zu Stoecker, als ich bei einer studentischen Festlichkeit neben ihm saß, und meine Bitte kam aus der Tiefe meiner Seele. Wie eine finstere Wolke legte sich der Schatten

[1]) Der Graf Caprivi war der Nachfolger des Fürsten Bismarck im Reichskanzleramt.

Bismarcks auf seinen Nachfolger. Jedermann sah, ich auch, daß er nicht mit ihm verglichen werden durfte und nicht mehr als ein Beamter war, der mit preußischer Zucht dem Befehl des Kaisers gehorcht hatte, als er ihm die Leitung unseres Staates übertrug. Darum ging ein unzufriedenes Murren durch unser Volk, und deshalb hätte ich unserer Jugend gern durch das kraftvolle Wort Stoeckers gesagt: Ihr werft die Freude am Staat und die Dienstbereitschaft für unser Volk weg, weil ihr keinen Genius mehr vor euch seht; allein wir sind keine Schar von Genien, kein Volk von Helden; wenn ihr auf den Genius wartet, geht uns das Reich zugrunde; es lebt davon, daß wir alle die Kraft einsetzen, die wir haben, und mit dem treu sind, was uns gegeben ist. Allein Stoecker wies meine Bitte ab. „Unmöglich," antwortete er unwillig; „es ist, als ob ein Schuster mit seiner Pfrieme an der Venus von Milo herumstocherte." Mir wurde es bang. War das Reich gesund, wenn seine Leitung einem Kunstwerk glich, das nur einer der Seltenen, die über das gewöhnliche Maß hinaus begnadet sind, hervorbringen kann? Wies das nicht auf einen tiefsitzenden Fehler in seinem Aufbau hin?

Einmal, nur ein einziges Mal in meiner langen akademischen Zeit, habe ich es bereut, daß ich meine Vorlesung gehalten habe, an jenem Tag, an dem Wilhelm II. populär gewesen ist. Am Vormittag stand ich mit meiner Frau neben Tausenden von Berlinern auf dem Bürgersteig der Straße, die zum Lehrter Bahnhof führte, und wartete, bis die von der kaiserlichen Garde geleitete Kutsche vorbeifuhr, in der Fürst Bismarck, von Prinz Heinrich abgeholt, ins kaiserliche Schloß fuhr, als er von Friedrichsruh nochmals nach Berlin gekommen war. Am Nachmittag hielt ich zur üblichen Stunde meine Vorlesung; aber unter den Linden erklangen immer wieder Hochrufe, weil der Kaiser in der Nachmittagsstunde ausritt und die Bevölkerung ihm mit lautem Zuruf für das dankte, was geschehen war. Damals bereute ich, daß ich meine Zuhörer abgehalten habe, mit auf der Straße zu stehen und

mit zu jubeln. Der Riß zwischen dem Fürsten und dem Kaiser legte auf alle einen peinlichen Druck. Die Entlassung des Fürsten habe ich zwar nie als Unrecht empfunden. Da ich in den preußischen Dingen kein eigenes Urteil hatte, nahm ich dankbar das der Greifswalder in mich auf. Wir sahen in Bismarcks Kirchenpolitik eine schwere Gefährdung des Volkes und fürchteten vom Übergang der Kanzlerschaft auf den Grafen Herbert Unheil. Wurde es unmöglich, daß der Kaiser und der Fürst zusammenarbeiteten, so standen wir auf der Seite des Herrscherhauses. Aber mit diesen Erwägungen war nicht aufgehoben, daß die Gewaltsamkeit des Bruchs an Schuld und Unheil erinnerte. Nun war aber doch etwas wie eine Versöhnung geschehen. Wie tief sie ging, wie dauerhaft sie war, — wer wußte es? Eins war gewiß: der Kanzler hatte die für ihn herbe Überwindung seines Grolls zustande gebracht. Darum wurde aus diesem Tag ein die Herzen tiefbewegender Festtag. Denn es ist jedesmal ein festliches Ereignis, wenn Jesu Regel und Werk, das uns über unseren Groll erhebt, uns zum Vergeben fähig macht und an die Stelle der Entzweiung den Frieden setzt, öffentlich im Erleben unseres Volkes sichtbar wird.

Mein Lehramt in Tübingen[1]) gab mir keinen handelnden Anteil am württembergischen Staat. Nur das Schicksal des Reichs erschütterte noch mit wuchtigen Schlägen mein Arbeitszimmer.

Mit seiner zarten Freundlichkeit sagte mein Genosse in der Tübinger Arbeit Theodor Häring zu mir: „Es war eine kleine Majestätsbeleidigung." Wie habe ich unseren treuherzigen, liebenswürdigen württembergischen König beleidigt? Die Tübinger Gemeinde hatte Luther gefeiert, wobei der Vorsitz mir gegeben worden war, und der Redner hatte uns die Einführung der Reformation in Württemberg

[1]) Sein Beginn fällt in den Frühling 1898. Meine Enthebung von der Amtspflicht geschah am 1. Oktober 1922.

erzählt, wobei unvermeidlich die unheilvollen Beziehungen zwischen Württemberg und dem Wiener Hof zur Sprache kamen. Damit waren Verhältnisse berührt, die mir auch im Blick auf die Gegenwart Sorge machten, und ich rief, als ich das Schlußwort zu sprechen hatte, lebhaft in den Saal hinein: „Wir wollen keine Österreicherei." Das war „die Majestätsbeleidigung". Hatte ich aber nicht recht, wenn ich die Wiener Hofburg als einen finsteren Ort fürchtete, aus dem viel Unheil über Deutschland gekommen ist, und in der Weise, wie die Habsburger regierten, ein besonders deutliches Beispiel für jene selbstsüchtige Regierungskunst sah, die in den Interessen der regierenden Familie ihren höchsten Maßstab hatte? Der kleine Vorgang stieg wieder in meiner Erinnerung auf, als ich den König nach 1918 als Privatmann durch die Straßen Tübingens gehen sah. Nun hatte ihm die unlösliche Verbindung unserer Fürsten mit den Habsburgern den Verlust des Königtums gebracht. Als wir, der Politik Bismarcks folgend, die ganze Kraft unseres Volkes für die Stützung der Wiener Hofburg einsetzten, versanken unsere fürstlichen Häuser.

Von Sommer zu Sommer befestigte sich nun die Erwartung des Kriegs. Wenn ich in jenen Jahren regelmäßig im Sommer mit hellem Jubel in die schweizerischen Alpen ging, so geschah es mehrmals mit der lastenden Befürchtung, ob wohl der Sommer ohne die kommende große Erschütterung zu Ende gehe. Dann knallte jener Schuß, der den österreichischen Thronfolger tötete und das Vorspiel zur Beseitigung der Habsburger wurde. Als ich am Abend aus meinem Arbeitszimmer in unser Wohnzimmer trat, teilte mir mein zweiter Sohn, Paul, das Ereignis mit, und ich sah an seinem Ernst, daß er ahnte, daß seine Folgen auch ihn ergreifen werden. Er bereitete damals seine Doktorierung durch eine historische Arbeit über Napoleon vor und war nach seiner Stellung im Heer Vizefeldwebel der Reserve. Die Mobilmachung berief somit auch ihn. Noch gehörte ich aber zu denen, die die Achtung für England und die Dankbarkeit für das Große, was von

dort wiederholt zu uns gekommen ist, für den Gedanken unfähig machten, daß sich England wirklich auf die Bahn begebe, die ihm König Eduard gezeigt hatte. Da meine jüngste Tochter an den Missionsdienst in Indien dachte und verabredet war, daß sie in Edinburg in das dortige Missionsseminar trete, gestattete ich noch in den letzten Tagen des Juli ohne Sorge ihre Abreise nach Schottland mit dem Erfolg, daß, als sie in Schottland landete, England den Krieg erklärt hatte. Ich erzähle dies als Tatbeweis dafür, wie fern uns beim Ausbruch des Kriegs der Gedanke an einen „Weltkrieg" lag.

Nun kamen die Tage der großen Entschlossenheit, der Tag, an dem ich den Festsaal, in dem ich damals las, leer fand, weil die Jugend heimwärts eilte und sich für den Heerdienst rüstete, der Tag, an dem wir meinen Sohn zum Bahnzug begleiteten, der ihn zu seinem Bataillon führte. Ich sah ihn im Oktober wieder im Lazarett von Germersheim, nachdem ein Granatsplitter ihm die Schulter zerschmettert hatte. Als die Verblutung eingetreten war, fuhr ich mit seinem Sarg durch das nächtliche Land nach Tübingen und schrieb auf sein Kreuz: „Unser keiner lebt für sich selbst." Der Gedanke, daß mir damit Unrecht geschehen sei, kam nie zu mir. Ich kann freilich mit Grund sagen, daß dann, wenn ich das Anerbieten des deutschen Staats, mir die Lehrarbeit in seinen Hörsälen zu gewähren, ausgeschlagen hätte, das Leben meines Sohns nicht zerstört worden wäre. Ob aber der völkische Verband durch die Geburt oder durch die eigene Wahl und die Führung des männlichen Lebens zustande komme, ergibt nur einen untergeordneten Unterschied. Er verdunkelt den Tatbestand nicht, daß wir mit allem, was wir sind, aus unserem Volk herauswachsen, und damit steht das Recht des Staats fest, von seinen Gliedern auch das Leben zu fordern.

Seit der Wendung des Kriegs im Oktober 1914, seit nach der Schlacht an der Marne die deutsche Heeresleitung von der Nordsee bis zur schweizerischen Grenze den Burggraben schuf, der zwar unseren

Boden sicherte, aber zugleich die Entscheidung des Kampfs in die Ferne schob, gingen unsere Gedanken[1]) oft zur Frage hin, wie wohl der Friede erreichbar werde. Von einer Kriegswut, die den Krieg um des Kriegs willen führte, waren wir nicht angefochten; ich habe sie auf der deutschen Seite nirgends gesehen. Wir wollten den Krieg entschlossen und führten ihn durch die Hingabe unserer Söhne, durch die Beschränkung unserer Nahrung und durch die Preisgabe unseres Besitzes; wir führten ihn aber um des Friedens willen. Schon längst war es mir deutlich geworden, daß die Regel Jesu, durch die er unserer Liebe die Vollendung gibt, so daß sie auch den Feind umfaßt, für uns die größte Wohltat ist, und daß sie mit seinem Heilandsamt ebenso untrennbar verbunden ist wie die Regel, daß wir unseren Nächsten lieben. Jetzt aber, als jedermann unser Feind geworden war, jedermann dazu mithalf, daß wir hungern mußten und unsere Jugend getötet wurde, zeigte uns das Wort Jesu in neuem Glanz seine Herrlichkeit. Es half uns dazu, daß wir niemand schändeten, niemand verderben wollten und die Waffen nur darum handhabten, weil wir dem Gebot des Herrn gehorsam unsere Nächsten liebten und für das Leben und das Recht unseres Volkes alles, was wir hatten, hingaben. Der Verkehrung des Wortes Jesu in den Satz: „Du sollst deinen Nächsten hassen, schutzlos lassen und verraten und deinen Feind lieben" widerstand ich im Verkehr mit den Studierenden mit Beharrlichkeit, und ich hatte und habe im Blick auf meine Auslegung ein gutes Gewissen, wenn ich damals manchem Studierenden auseinandersetzte, daß er Jesus nicht gehorche, wenn er den Feind so liebe, daß er den Nächsten verderbe. Bei diesen schwersten Entschlüssen hat mich die Wahrnehmung tief erquickt, daß das richtige Verhalten an der einen

[1]) Ich verlebte die Kriegsjahre gemeinsam mit meinem älteren Sohn, der in Tübingen ein Pfarramt verwaltete und den die Kirche für unentbehrlich erklärt hatte.

Stelle unser ganzes Verhalten richtig macht. Geben wir wirklich unsere Liebe unserem Nächsten, so ordnet sie auch unser Verhalten gegen unseren Feind. Formeln wie die „Kollision der Pflichten, zeitweilige Aufhebung des sechsten Gebots, zeitweilige Aufhebung der Bergpredigt" hatten für mich keinen Sinn. Hätten wir den Franzosen, die nach dem Raub des Elsasses begehrten, die Liebe, die wir ihnen schuldeten, erwiesen, wenn wir ihnen ihren Raub ohne Widerstand gestattet hätten? Wäre es für England heilsam gewesen, wenn es uns unsere Kolonien nehmen durfte, ohne sie mit dem Blut seiner Jugend bezahlen zu müssen? Es ist für die Völker nicht heilsam, wenn sie rauben können, ohne daß sich ihnen jemand widersetzt. Als nach dem Eintritt Englands in den Krieg das Gebet: „Gott, strafe England!" durch das ganze Deutschland fuhr, hat es auch mich berührt. Damit aber, daß wir dasselbe taten, was die alttestamentlichen Männer getan haben, die in ihrem Psalter den richtenden Gott anriefen, wenn ihre Feinde sie zertraten, nahmen wir das Gericht über Englands Schuld nicht in unsere Hand und machten uns nicht selbst zu ihrem Rächer, sondern hielten fest, daß der das Schicksal Englands ordne, der allein gerecht richtet und dessen Gericht sich nie von seiner Gnade trennt, ohne die wir überhaupt nicht beten können oder nur so beten könnten, daß wir unsere eigene Verschuldung vergäßen.

So spähten unsere Blicke unverwandt nach dem Frieden, dachten aber dabei nur an zwei Möglichkeiten, entweder an den Frieden des deutschen Siegs, von dem wir die endgültige Beseitigung des Unfriedens erhofften, mit dem uns Frankreich beständig quälte, oder an den Frieden der Erschöpfung, die alle Kämpfenden zum Ruhen zwingt. Ungeduldig bohrten sich die Gedanken oft genug in die Zukunft hinein, dachten aber nie an die dritte Möglichkeit, an die, die dann kam, daran, daß unser Heer die Waffen wegwerfen und nach Hause laufen könnte. Nicht einmal im Sommer 1918, als man in Tübingen in den Lazaretten und auf den Gassen schon unverhohlen von der Revolution

reden hörte, kam dieser Ausgang deutlich vor meinen Blick. Der Ausgang zeigte, daß wir uns, angeregt durch die tapfere Haltung des Volks beim Ausbruch des Kampfs, mit Illusionen geholfen und uns die innere Armut unseres Volks, das nur die sinnliche Begierde in sich trägt, und seine Fesselung an die eigensüchtigen Gedanken, die ihm nichts als das eigene Glück teuer machen, noch nicht deutlich genug vorgehalten hatten. Der Ausgang zerschlug unsere Illusionen und wurde ebendadurch für uns segensreich. Denn die Vernichtung unserer Illusionen ist ein Werk der göttlichen Gnade. Bedarf unsere Liebe nicht des Anblicks der Not, an dem sich die Glut der Barmherzigkeit entzündet? Wird sie ohne ihn nicht matt? Der Anblick der Not unseres Volks wurde uns damals reichlich geschenkt, als daheim jedermann „hamsterte" und draußen im Feld bei Ungezählten ihre völlige innere Verarmung sichtbar wurde. Damit aber der Anblick der Not uns heilsam werde und die Barmherzigkeit erwecke, müssen zuerst die Illusionen zertrümmert sein.

Es kamen jetzt die dunkeln Tage, in denen Splitter des zerbrochenen Heers auch durch Tübingen zogen, zum Teil mit bekränzten Geschützen, als wäre ihr Marsch nach Hause eine ruhmvolle Tat. Nun bekam mein Anteil am Staat einen neuen Inhalt; denn nun wurde er zum Mitleiden mit der Schuld unseres Volks. Nicht 1914, nicht der Anfang des Kriegs, wohl aber 1918, sein Ende, brachte mir dies. Es kostete mich aber keine Anstrengung, in dem, was geschah, unsere gemeinsame Schuld, auch die meine, zu erkennen, und dadurch wurde meine Verbundenheit mit unserem Volk vollends befestigt. Denn gemeinsame Buße eint. Ich mache mir aber mit lebhafter Reue deutlich, daß auch ich die schweren Ereignisse von 1914—1918 nötig hatte, damit mein Anteil an unserem Staat den heißen Ernst der Buße erhielt.

Wie leicht wurde es aber uns allen gemacht, uns von jeder hoffärtigen Absonderung vom Volke reinzuhalten! Mit heller Bewunderung sah ich auf die jugendliche Schar, die, vom Krieg heimgekehrt, sofort ihre

Studien wieder begann und sich mit tapferer Entschlossenheit zum Dienst am Volke rüstete, und eine tiefe Dankbarkeit empfing ich aus der Wahrnehmung, daß der Riß durch unseren Staat nicht nur ein Trümmerfeld, sondern zugleich Raum für Erwerbungen schuf, die ich bisher für unerreichbar gehalten hatte.

Bei einem festlichen Tag, den der württembergische König feierte, wollten ihn die Kollegen dadurch erfreuen, daß sie ihm den Titel eines Doktors der Theologie erteilten. Ich hatte zwar an solchen leeren, an die falsche Stelle geschobenen Titeln keine Freude, widersetzte mich aber dem Wunsch der Kollegen nicht und verlangte bloß, daß unsere Urkunde den König nicht unseren „obersten Bischof" heiße. Ich haßte die Verwandlung der Staatslenker in „oberste Bischöfe" als ein besonders abschreckendes Beispiel für jene Juristerei, die ohne jede Berührung mit der Wirklichkeit aus altem Recht neues fabrizierte. Weil es einmal einen obersten Bischof gegeben hatte, mußten auch unsere Staatshäupter Bischöfe sein, obwohl ihr Amt ausschließlich ein staatliches war. Damals war ich damit zufrieden, daß der falsche Titel aus einer einzelnen Urkunde entfernt wurde, hielt es aber noch für völlig unmöglich, das geltende Recht unwirksam zu machen. Nun ist das, was ich noch für unerreichbar hielt, ein Bestandteil der Verfassung des Deutschen Reichs. War aber die Entstellung der Beziehungen, die den Staat und die Kirche zum gemeinsamen Wirken vereinen, nicht nur ein einzelner Fall, der den Schaden sichtbar machte, der den ganzen Betrieb des Staats hemmte? Hingen nicht alle die tiefen Wunden, die uns quälen, die Arbeiterfrage, die Zustände der Großstadt und die des Dorfs, der Jammer unserer Rechtspflege, die Armut unserer Schulen und der Riß zwischen der Schule und der Kirche, die Macht des Alkohols und der wilden Erotik, mit jener Verwaltung des Staats zusammen, die im römischen Staat und Recht ihr Vorbild suchte und darum durch liebloses Recht und herrischen Machtgebrauch die Volksgemeinschaft schädigte?

Doch damit stehe ich bei der Gegenwart, und der in die Gegenwart versenkte Blick wird unvermeidlich zur Zukunft hinübergedrängt. Wer aber auf siebzig Jahre zurückblickt, hat gelernt, daß uns das Auge nicht dazu gegeben ist, damit wir die Zukunft durchdringen.

Mein Anteil an der Kirche

Mit dem Erwachen der Beobachtung entstand auch mein Anteil an der Kirche. Denn mein Elternhaus befand sich in derselben, und seine Verbundenheit mit der Kirche war tief und fest, deshalb besonders tief und fest, weil die beiden Eltern sie in verschiedener Weise geregelt hatten. Die Mutter stand mit ernstem Glauben in der reformierten Überlieferung. Den Vater hatte im Zusammenhang mit der Erweckungsbewegung das Bild der neutestamentlichen Gemeinde mit ihrer geschlossenen Gemeinschaft und ihrer Selbständigkeit ergriffen, und er hatte sich mit einigen Freunden zu „einer Gemeinde Jesu in St. Gallen" zusammengeschlossen. So standen zwei Arten des Christentums vor meinem Blick, die gegeneinander kräftig abgegrenzt und zugleich miteinander in treuer Liebe und inniger Gemeinschaft verbunden waren. Die Mutter erwarb sich ihr inwendiges Leben durch das Hören des göttlichen Worts, weshalb der sonntägliche Kirchgang ein nie versäumter Teil ihres Lebens war. Dazu kam das täglich geübte Gebet, zu dem sie gern die Dämmerung benutzte, wenn es für die sparsam verwaltete Kerze noch zu hell und für die Arbeit zu dunkel war. Zur Tat wurde ihr Gottesdienst in der Weise, wie sie ihr Haus verwaltete. Das geordnete und darum mit Frieden gefüllte, reine und frohe Haus war die Frucht ihres inneren Lebens. Sie war darum das lebendige Gewissen ihrer Kinder, das nie versagte, mochten sie daheim oder in der Fremde sein. Auch der Vater betrieb die Verrichtungen, die ihm in seinem Laden zukamen, unermüdlich und fröhlich und war wegen seiner heitern Gütigkeit in der Stadt beliebt.

Aber der Erwerb der Summe Geldes, die er der Mutter zur Erhaltung des Hauses verschaffen mußte, blieb für ihn immer ein untergeordneter Teil seines Lebens, der von einem höheren Ziel überragt war, und dieses lag nicht in seinem Haus, sondern war ihm durch seine Mitgliedschaft in seiner Gemeinde verschafft. Dort war er nicht nur der Hörer des Worts, sondern er verwaltete es auch in eigener Rede, und auch außerhalb der sonntäglichen Versammlungen bildeten die Gelegenheiten zum evangelisierenden Wort die Höhepunkte seines Lebens. Dazu richtete er aber nie öffentliche Versammlungen ein; er sah dagegen in jeder Gelegenheit, einem anderen in persönlicher Berührung die Botschaft Jesu zu sagen, ein großes Geschenk, das er eifrig benützte. Uns Kinder übergab er zunächst der Leitung der Mutter, so daß wir mit ihr mit pünktlicher Regelmäßigkeit die staatskirchlichen Gottesdienste besuchten, während der Vater allein in die Versammlung ging. Somit war von jeher, sowie ich zum Denken kam und als ich nachher Student, Geistlicher und schließlich Professor wurde, die Frage nach der Kirche vor mich gestellt.

Fest stand für beide Eltern die Überordnung Jesu über die Kirche. Ihre Gemeinschaft kam dadurch zustande, daß beide im glaubenden Anschluß an Jesus die sie bewegende Regel besaßen. Das gab dem Vater seine Freiheit, die er der Mutter und uns Kindern nicht nur gestattete, sondern freudig bereitete; er sah in Jesus den, der uns die göttliche Gnade bringt, und im Zutritt zu ihm das, was uns ihrer teilhaftig macht; und aus derselben Quelle stammte die Freiheit der Mutter, mit der sie nicht auf den Vater herab-, sondern zu ihm emporsah und uns Kinder völlig davor beschützte, daß irgendwelche Geringschätzung auf den Vater fiel, weil er andere Wege ging als wir und andere als die Stadt. Der Vater freute sich daran, daß die Mutter in die Kirche ging, die er verlassen hatte, und die Mutter freute sich daran, daß der Vater in die Versammlung ging, die wir nie besuchten. Denn beide werteten die Ordnungen der Kirche als

das Mittel und sahen in der Verbundenheit mit Jesus unser Ziel. Das Verhältnis zwischen Jesus und der Kirche kann verschieden bestimmt werden. Jesus kann als die Voraussetzung für die Kirche geschätzt werden, als die Bedingung, durch die sie entstanden sei, wodurch die Kirche zur Verwalterin der göttlichen Gnade für uns wird, oder Jesus gilt uns als der, der uns Gottes Gnade durch die ihm dienende Arbeit der Kirche gewährt. Mir wurde durch das Elternhaus die Kirche als das Werk und Werkzeug Jesu gezeigt.

Damit war die Kirche über den Pfarrerstand hinaufgestellt. Den Vater machte sein Christenstand von der Geistlichkeit unabhängig und er verhinderte auch in seiner kleinen Gemeinschaft grundsätzlich die Errichtung eines geistlichen Amts. Die Mutter hing mit großer Verehrung an dem Geistlichen, dessen Predigt sie sonntäglich stärkte; aber sie hielt den Weg des Vaters deshalb nicht für verwerflich, weil er ihn nicht mehr zum Geistlichen führte. Von meinem Elternhaus aus gesehen, stand der Pfarrer in der Gemeinde, nicht jenseits derselben in jener Einsamkeit, die die Kirche nur noch in seiner Person und seiner Tätigkeit sichtbar macht. Wenn die Mutter mit Freude in mir den künftigen Pfarrer sah und der Vater dazu gern seine Zustimmung gab, so dachten sie dabei nicht an den Glanz amtlicher Würde, sondern einzig an die Herrlichkeit des Dienstes, den wir im Auftrag Jesu üben dürfen.

Als ich in Zürich Geistlicher war, half ich an einem Sonntag meinem Freund Edmund Fröhlich, der in der freien Predigtstätte St. Anna das Wort verwaltete, aus. Als mein Name für die Predigt in St. Anna angezeigt war, warnte mich einer meiner Kirchenvorsteher mit besorgtem Ton vor solchen Torheiten; ich verderbe, sagte er, dadurch meine Karriere. Ich staunte ihn nur belustigt an. Karriere! Als Geistlicher Karriere machen, das war ein Begriff, der mir in meiner Jugend völlig fremd geblieben ist.

Nach dem, was mir das Elternhaus gewährt hat, konnte ich nie

anders als mit der tiefsten Dankbarkeit in der Kirche stehen. Ich habe volles Verständnis dafür, daß Tausende in unserem Volk mit ähnlichen Empfindungen auf die Kirche sehen, wie sie etwa ein Kind hat, das eine Rabenmutter und einen niederträchtigen Egoisten zum Vater hatte, und ihr sagen: Du hast mich nicht genährt und nicht geleitet, sondern ließest mich darben und verkommen. Ich aber war für immer zum dankbaren Glied der Kirche gemacht; denn von ihr empfingen die Eltern ihre Verbundenheit miteinander, die uns Kindern unser Paradies bereitete, und auf den Wert der Kirche fiel dadurch nur noch helleres Licht, daß beide Eltern ihr mit großen Opfern dankten. Damit sie Glied der städtischen Kirche bleibe, trennte sich die Mutter vom Vater in seinen religiösen Zielen, und der Vater verzichtete auf die Teilnahme der Seinigen an seiner Gemeinde, der er seine immer dienstfertige, durch nichts zu erkältende Liebe erwies. Jedes Opfer hat Schmerzen bei sich, auch das, das die beiden Eltern in Kraft ihres Glaubens vollzogen; aber jedes Opfer wirkt auch seinen Segen. Wir Kinder hatten ihn darin vor Augen, daß der verschiedene Anteil der Eltern an der Kirche ihre innige Gemeinschaft, die nicht nur durch die Natur, sondern auch durch den Geist begründet war, nicht hemmte, sondern vertiefte. Helles Licht fiel dadurch auf das Werk Jesu, des Schöpfers der Kirche, auf ihr Wesen und ihre Notwendigkeit.

Niemals konnte aber mein Anteil an der Kirche nur in der untertänigen Zustimmung zu ihrem Verhalten und in der konservativen Bewahrung der vorhandenen Zustände bestehen. Weil mein Elternhaus eine tatsächliche, aktive Kritik der Kirche war, wurde meine Mitgliedschaft in ihr zu einem ununterbrochenen, vorwärtsdrängenden Stoß und Kampf. War es richtig, wenn das, was der Vater wollte, nur durch den Austritt aus der Kirche möglich wurde? Durfte sie das Verlangen nach christlicher, nicht nur staatlicher Gemeinschaft abweisen? Muß sie es nicht vielmehr erzeugen, und darf es nicht über das hinausgehen, was die Kirche bisher dadurch gewährte, daß uns

ihre Glocken sonntäglich zur Predigt versammeln? Trennt das Abendmahl im engverbundenen Kreis, wie es der Vater jeden Sonntag hielt, und die Taufe, die er als Mann mit dem Bekenntnis seines Glaubens begehrt und empfangen hatte, mit Recht von der Kirche? Gleichzeitig umfaßte sie ohne Bruch weit voneinander entfernte Formen der Frömmigkeit und heftig miteinander streitende Theologien. Das Gesangbuch, aus dem wir in meiner Jugend sangen, war rationalistisch, während gleichzeitig auf der Kanzel ein Pfarrer stand, dem die Erweckungsbewegung seine Theologie gegeben hatte, und neben ihm eroberte damals mit lautem Siegesjubel die religiöse „Reform", die mit den Gedanken der Hegelschen Philosophie arbeitete, die Kanzeln der Stadt. Wenn die Kirche die Gemeinschaft auch da gewährte, wo die Frömmigkeit aus vor- und unterchristlichem Grund erwuchs, durfte sie sie da versagen, wo im ernsten Gehorsam gegen das Wort Jesu gehandelt wurde? Mein Vater gab die Gemeinschaft allen, von denen er sah, daß ihr Blick auf Jesus gerichtet war; er gab sie mir, auch als ich landeskirchlicher Pfarrer war. Die Kirche mußte sie ihm dagegen verweigern um des Gesetzes willen, unter dem sie stand. Wenn aber das Gesetz die Macht ist, die uns fromm macht, so greift das in die innersten Bewegungen unseres Lebens hinein. Kann sich ein vom Gesetz geformter Christenstand zur Gerechtigkeit des Glaubens bekennen und kann er nach der Liebesregel Jesu handeln? Die Geschichte meiner Jugend beschenkte mich daher mit den tiefsten Fragen. Unsere Berufung zum Glauben begründet unseren Verkehr mit Gott in der Wahrheit. Erzeugt nicht das Gesetz unvermeidlich den Schein? Da uns mit der Richtung des Glaubens auf Jesus die Liebe gewährt wird, macht er uns frei. Wie schafft das Gesetz für die Freiheit der Liebe den Raum? War die Herrschaft des Gesetzes in der Kirche nicht damit gegeben, daß sie sich ohne Unterscheidung mit dem Staat geeinigt hatte? Denn der Staat besteht durch das Gesetz.

Die Herrschaft des Gesetzes ergab die Ohnmacht des Amts. Der-

selbe Geistliche, unter dessen Kanzel wir sonntäglich mit Andacht und Dankbarkeit saßen, gab uns zwölf- und dreizehnjährigen Jungen in der Schule Religionsunterricht, und hier war er zu meinem Erstaunen völlig ohnmächtig. Er bändigte die tobende Schar nicht. Warum denn nicht, obwohl er predigen konnte? Das war das einzige, was er konnte. Er kam nicht zu uns, stand nicht unter uns, sondern es blieb eine weite Entfernung zwischen ihm und der vor ihm sitzenden Knabenschar, und sein Wort tönte wie „ein kategorischer Imperativ" aus der Höhe zu uns herab und fuhr an uns vorbei. In den sechziger Jahren gab es in St. Gallen einen kleinen Anfang zu einem Jugendverein. Einige junge Handwerker kamen an einem Abend zusammen, um miteinander die Bibel zu lesen; und mein Bruder und ich waren auch dabei. Der Versuch gelang aber nur kümmerlich, da wir den Weg zueinander nicht fanden. Nachdem wir uns bemüht hatten, uns für das Schriftwort zu öffnen, ging jeder wieder seinen eigenen Weg, und kein Geistlicher dachte daran, uns zu helfen. Ihre Fürsorge für die städtische Jugend bestand noch einzig darin, daß sie zu einem Predigtgottesdienst verpflichtet wurde, der den Geistlichen nur auf die Kanzel, nicht aber in Berührung mit der Jugend brachte. Wenn mein Bruder und ich dennoch an unserem kleinen Verein festhielten, obwohl uns das Elternhaus die Bibel reichlich gab und vollends der Sonntag die Gottesdienste häufte, — kam darin nicht dasselbe Verlangen zum Durchbruch, das den Vater zur Gründung seiner Gemeinde geführt hatte? Suchten wir damit nicht die Gemeinschaft, durch die wir uns füreinander öffneten?

Von den zahlreichen Predigten, die ich als Knabe hörte, hat mich eine einzige mit unauslöschlicher Erinnerung durch das Leben begleitet, die Einleitung zu einer Osterpredigt, die mit dem Satz begann, daß der Zweifel an der Auferstehung Jesu ein Beweis für die Größe des hier Geschehenen sei, weil der Zweifel gerade an den großen Werken Gottes entstehe, wie die Wespen nur saftige Früchte be-

nagten. Die das ästhetische Empfinden verletzende Geschmacklosigkeit dieser Vergleichung hat zur unvergänglichen Wirkung dieser Predigt beigetragen, und dies fesselte später meine Aufmerksamkeit. Mein jetzt schon verstorbener Kollege Wurster sprach zu meinem siebzigsten Geburtstag über das Verhältnis meiner Predigt zur Ästhetik und merkte an, daß sie gelegentlich das ästhetische Empfinden verletze. Ich habe dies in der Tat gelegentlich mit Absicht getan. Denn der ästhetische Genuß macht wie jeder Genuß weich, während die Verwundung des ästhetischen Empfindens das Wort kräftig in die Seele pressen kann. Ich sage das nicht, um die methodische Pflege der Geschmacklosigkeit zu empfehlen, bitte aber die Künstler auf der Kanzel, daß sie auch auf die schwächende Wirkung ihrer Ästhetik achten. Jene Predigt grub sich aber nicht nur der Form wegen in mich ein, sondern deshalb, weil sie vom Zweifel sprach und damit über die Grenze hinüberschaute, die das Gesetz aufrichtete. Dieses gab allen zur Osterpredigt Versammelten als die von allen nicht nur zu erfüllende, sondern auch wirklich erfüllte Pflicht auf, an die Auferstehung Jesu von den Toten zu glauben. Das war auf Grund des kirchlichen Gesetzes angeblich der Besitz aller, auf den nun der Redende seinen Verkehr mit der Gemeinde gründete. Er setzte „den Glauben" voraus. Jetzt dagegen erschien, freilich nur in der Einleitung, die Tatsache, daß viele zweifelten, und dies gab dieser Predigt eine überraschende Neuheit, die sie mir unvergeßlich machte. So bot sie mir eine Beobachtung, selbstverständlich nur eine von vielen, die mich zu der Regel führten, daß unsere Gottesdienste dazu da seien, unseren Glauben zu begründen, nicht nur dazu, ihn zu fordern oder vorauszusetzen. Dieses ist die Sprache des Gesetzes, jene die des Evangeliums.

Ich heiße aber deshalb, weil mein Gedächtnis nicht einzelne Predigten festhielt, meinen Kirchenbesuch nicht nutzlos. Ich weiß auch aus unserer Hausandacht nichts Einzelnes mehr. Ich heiße aber die ganze Haltung unseres Hauses, unser Zusammenleben mit den Eltern

und mit den Geschwistern samt allen seinen reichen Erträgen, unmöglich, wenn der Sonntag leer geblieben wäre.

Mein Anteil an der Kirche bekam dadurch einen neuen Inhalt, daß mich ein zur Reform gehöriger Geistlicher zu seinem Mitarbeiter machte. Im Sommer 1875 befand sich die Kirchgemeinde Neumünster, die sich am östlichen Ufer des Sees unmittelbar an das alte Zürich anlehnt, in starker Schwankung. Die Erhaltung des Pfarramts und der Fortbestand des Religionsunterrichts in den Schulen war durch gewalttätige Beschlüsse desjenigen Teils der Gemeinde, der sich von der Kirche gelöst hatte, gefährdet. Von den beiden Pfarrämtern wollte die Gemeinde das eine aufheben, obwohl sie aus 16000 Menschen bestand und schon der Unterricht der Jugend eine große Arbeitsleistung war, zumal nachdem die Schulbehörde eigenmächtig die Erteilung des Religionsunterrichts in der Schulzeit und in den Räumen der Schule verboten hatte. Die Pfarrstellen waren bisher das Eigentum der „Reform" gewesen, die Gott als den Urgedanken faßte und in der Pflege idealistischer Gesinnung das Wesen der Religion sah. Sie löste darum den religiösen Vorgang von der Geschichte, auch vom Werk Jesu, ab und mußte folgerichtig bei der Auslegung der Bibel beständig zur lebhaften Polemik gegen sie übergehen.

Deshalb hatten beide Eltern einträchtig die Reform abgelehnt und unser Haus mit unbiegsamer Festigkeit gegen sie verschlossen. Nun berief der noch übriggebliebene liberale Geistliche von Neumünster mich in die gemeinsame Arbeit mit ihm, und ich folgte diesem Ruf und bemühte mich zusammen mit meinem Amtsbruder um die Erhaltung der Kirchgemeinde.[1]) Was führte mich auf diese Bahn? Die Liebe zu unserem Volke. Die sittlichen Zustände in der Gemeinde sprachen eine beredte Sprache. Da gab es einen Theologieprofessor,

[1]) Ich war dort vom August 1875 bis zum Dezember 1876 Diakonatsverweser.

der auch trunken auf die Kanzel ging, einen Erziehungsdirektor, den man gelegentlich im Straßengraben fand, einen Verwalter eines Gemeindeamts, der sich große Macht verschafft hatte, der öffentlich als Bordellhalter bezeichnet und dennoch mit lärmender Mehrheit in seinem Amt bestätigt wurde. Hier durften die kirchlichen Einrichtungen nicht verschwinden und das Pfarramt nicht zerstört werden. Das Volk war haltlos, wenn die kirchliche Sitte zerbrach.

Die idealistische Religiosität, die die Reform vertrat, war nicht durch die eigenmächtige Phantasterei einzelner, sondern als große Bewegung entstanden, die ihre weit in die Vergangenheit zurückreichenden mächtigen Ursachen in der Kirche hatte. War es denn etwas Neues, daß das, was die Liberalen hatten und verkündeten, nur Theorie war? Das entsprach dem alten Gedanken, der Gottes Werk als die Gewährung von Erkenntnis beschrieb und dem Geistlichen als seine Funktion die Rede zuteilte und sein religiöses Recht auf seine intellektuelle Bildung, auf den Nachweis seines Wissens, gründete. Daraus ergab sich aber unvermeidlich, daß die Schwankungen und Gegensätze, die unserer nach Theorien suchenden Arbeit anhängen, auch in der Leitung der Kirche und in der Verwaltung ihres Amtes sichtbar wurden. Diese Schwankungen bereiteten unserem Volke unverkennbar eine schwere Not. Aber Not treibt nicht zur Flucht; sie hält fest. Sie ließ sich nicht wegträumen und wegwünschen; denn sie war uns durch unsere Geschichte aufgelegt. Die Not der Kirche wird nur dadurch überwunden, daß sie getragen wird.

Da wir im Denken nur bewegen, was uns gegeben ist, gibt es keine Theorie, die nur Dunkelheit und Leere wäre. Im Glauben an die schaffende Kraft der Ideen machten die Liberalen den Versuch, uns über die natürlichen Vorgänge emporzutragen, die zunächst unser Bewußtsein füllen. Darum wehrte sich auch mein Kollege für den Fortbestand der Kirche und stimmte denen nicht zu, die höhnisch meinten, der weite Raum unserer Kirche gäbe ein hübsches Bierlokal.

Darum war auch er bereit, die christlichen Feste und das Mahl Jesu zu feiern, wenn er auch Jesus in weiter Entfernung hinter sich oder unter sich sah. Aber dieser gemeinsame Besitz war nicht stark genug, um eine innerlich wirksame Begegnung zwischen uns herbeizuführen. Ich erinnere mich nicht, daß es zwischen mir und meinem Amtsbruder über die Regelung unserer Geschäfte hinaus je eine theologisch bedeutsame Berührung gab. Auch seine Predigt schuf keine solche, da die Liberalen, wenn sie der Gemeinde den Gottesdienst bereiten sollten, in auffallendem Grade ohnmächtig blieben. Aus ihren abstrakten, von der Wirklichkeit weggezogenen Begriffen erhob sich im Gottesdienst nur eine Wolke tönender Worte und zur Phrase entstellter Rhetorik.

Auch in Bern, als ich neben die zur Reform gehörenden Kollegen trat, gingen wir ohne irgendeine Berührung aneinander vorbei und stießen einander nur gegenseitig ab. Das war Schwäche und mehr als Schwäche, Schuld, die auf beiden Seiten lag. Wenn wir gemeinsam sagten, daß die alte „Bekenntniskirche", die ihre Gemeinschaft durch die Einheitlichkeit der Lehre herstellte, durch den Gang der Geschichte beseitigt sei, und begriffen, daß unser Gottesbewußtsein, unser Christusbild, unsere Ethik verschieden waren, dann mußten wir mit ernster Bemühung nach dem streben, was die Eltern durch ihre Gemeinschaft miteinander geleistet hatten. Wenn dagegen diese Unterschiede die Gemeinschaft aufhoben, dann zerfiel die Kirche. Sie konnte nicht dadurch bestehen, daß wir einander bloß duldeten.

Die schwere Last, die sofort nach meiner Studentenzeit auf mich gelegt wurde, gab der Frage tiefen Ernst, ob mich das theologische Studium für sie vorbereitet habe. Eine Vorbereitung für sie war die Kenntnis der philosophischen Geschichte, da die Reform ihr ihren Grundgedanken entnahm, sodann auch die Kritik der Kirche, die der Hauptbestandteil der kirchengeschichtlichen Unterweisung gewesen war. Aber eine Anleitung, wie wir die Kirche bauen, indem wir zwischen den verschiedenen religiösen Gruppen in unserem Volk den Verkehr

und Austausch richtig herstellen, war der Unterricht, den ich erhalten hatte, nicht. Ich mußte mich selbst besinnen, warum ich Gottes gewiß war, warum ich mich vor Jesus als dem Wirker des göttlichen Werkes beugte, warum ich das, was er uns gibt, als unsere Erlösung schätzte. Im Verkehr mit der Gemeinde konnte ich vorerst nichts anderes tun, als daß ich ihr das Christentum beschrieb, nicht das meine, sondern das, das uns die Schrift zeigt. Ich stand hinter dem Text, und meine Arbeit in der Kirche beruhte darauf, daß ihr die Bibel gegeben ist.

Zürich schenkte mir aber noch Größeres als die Arbeitsgemeinschaft mit der Reform, die mich gegen sie verschloß. Durch die Freundschaft, die mir Edmund Fröhlich gewährte, trat die christliche Mystik in mein Sehfeld hinein. Es war ein unvergleichlicher Genuß, Ferientage mit ihm zuzubringen, wenn er, ausgerüstet mit seinem Malkasten und einem Bändchen St. Martins, an den Vierwaldstätter See oder in ein Alpental ging. Bisher hatte ich gesehen, wie aus dem Christenstand Arbeit wird. Die Mutter gewann aus ihm die Kraft zu ihrer häuslichen Arbeit, der Vater zum stärkenden Verkehr mit den anderen. J. T. Beck, der Tübinger Theologe[1]), hatte zwar einen mystischen Besitz; er trat aber im Lehrsaal hinter seinem Bemühen, Begriffe zu formen, zurück. Nun hatte ich die Wendung des Blicks nach innen und oben vor mir, die aufwärts steigende Liebe, die sich mit Wonne in das göttliche Wirken vertieft und auch vor dem Geheimnis nicht flieht, aber es ebensowenig mit neugieriger Betastung beschmutzt, sondern es mit dem zur Anbetung erhöhten Staunen beschaut. Am faßlichsten war mir die gottesdienstliche Weihe in Fröhlichs Naturgenuß, wenn er mit seinen reinen, frohen Augen Form und Farbe in sich hineinsog.

Von der verführerischen Macht der Mystik, die sie dann bekommt,

[1]) Im Hörsaal Becks war ich vom Frühling 1873 bis zum Herbst 1874.

wenn wir ein selbstsüchtiges Begehren mit der Liebe Gottes vermengen, blieb er ganz frei. Im Verkehr mit seiner Gemeinde war er nichts als der Ausleger des Neuen Testaments mit spröder Zurückdrängung seiner künstlerischen Begabung, die er in hohem Maß besaß. Gelegentlich brachte er freilich auch sie in seinen Gottesdiensten zur Verwendung. So blieb mir z. B. seine abendliche Feier des Neujahrestags 1876 für immer das Ideal eines sogenannten liturgischen Gottesdienstes. Wenn er aber sprach, dann war er der seinem Text Gehorsame, ernster Ethiker mit scharfem Bußwort und mit tapferer Handhabung der Liebesregel Jesu. Er gewann durch seine Mystik, mit der er seine Liebe nach oben streckte, auch die Liebe, die die Menschen sucht und ihnen hilft mit einem durchdringenden Blick in ihre Not. Während die Predigten meines Amtsbruders mir sofort verklangen, haften jetzt noch manche Worte Fröhlichs unvergeßlich in mir. Einmal sprach er über Apostelgeschichte 27, über die stürmische Fahrt des Paulus über das Mittelmeer: „So nüchtern behandelte Paulus die natürlichen Dinge". Damit befestigte er eine Norm, die nicht mehr wankte. Als er in einem bernischen Gasthof, in dem viel vornehme Welt saß, Kurprediger war und ich ihn dort besuchte, sagte er im Speisesaal mit einem traurigen Blick auf die Gäste: „Menschen zu lieben, die sich nicht lieben lassen, tut weh." Wir sprachen einst über Johannes, und er äußerte Bedenken gegen die Herkunft des zweiten Johannesbriefs von Johannes. „Der Heilige Geist", sagte er, „kopiert nicht". Ich halte seine Anwendung dieses Grundsatzes auf den kleinen Brief des Johannes nicht für richtig; aber der Grundsatz, daß der Heilige Geist nicht kopiert und uns nicht zur Nachahmung und Anlehnung an Fremdes führt, war von nun an ein mir für immer geschenkter Besitz. Einst standen wir vor der katholischen Kirche in Vitznau am Fuß des Rigi, über deren Tür mit großen Buchstaben steht: ecce deus. „Ecce homo", sagte Fröhlich. Würden die katholischen Kirchenhistoriker noch so glänzend arbeiten und die Regierungskunst

der katholischen Prälaten mir die größte Bewunderung abnötigen und die feierliche Stille einer mönchischen Gemeinschaft die Tiefe meiner Seele bewegen, so verklänge mir dennoch das Urteil Fröhlichs: „Seht den Menschen!“ nicht.

Aber auch meine Bauern in Keßwil[1]) bekamen für meinen Anteil an der Kirche eine ernsthafte Bedeutung, obgleich meine in der Stadt zugebrachte Jugend und die Universitätsbildung mir den Weg zu ihnen weit machte und ich meine Tätigkeit bei ihnen rasch abbrach. Ich wußte nun doch durch eigene Anschauung, wie groß der Beruf ist, in der Mitte eines Dorfs zu stehen, nicht mit herrischer Gebarung, sondern mit voller Anerkennung der Überlegenheit, die dem aufrechten Bauern in der Verwaltung seiner Gemeinde zusteht, und dieser durch die natürlichen Beziehungen eng zusammengeschlossenen Schar jeden Sonntag auch den gemeinsamen Gottesdienst zu bereiten. Das stärkte mich später im Blick auf meine Zuhörer, die ja der Mehrheit nach aus künftigen Dorfpfarrern bestanden, und stärkte mich auch beim Einsturz unseres deutschen Staats. Für mein Auge waren seit Keßwil die dörflichen Genossenschaften der Kern des Volks. Laßt die Industrie auswandern, soweit sie nicht mehr gewinnbringend bei uns arbeiten kann; aber baut die Dorfgemeinden!

Dann führte mich Bern[2]) in die Nähe einer wachen, dienstbereiten Christenheit. Elias Schrenk evangelisierte damals im Lande und brachte mit seinem starken Bußwort manche Dorfschaft in Bewegung. Die Lehrerschaft der von der Christenheit unterhaltenen Schulen zählte in ihrer Reihe tüchtige Männer, ebenso die Geistlichkeit. Es ist mir aber ein Anlaß zu besonderer Dankbarkeit, daß ich das Größte, was mir Bern gab, durch einen Juristen erhielt, der beides gewesen war,

[1]) Nach der Erledigung der mir in Zürich gestellten Aufgabe verwaltete ich das Pfarramt in dem thurgauischen Dorf Keßwil vom Januar 1877 bis April 1880.

[2]) Nach Bern zog ich Ende April 1880 und lehrte an der dortigen evangelisch-theologischen Fakultät bis zum August 1888.

Verwalter hoher richterlicher Ämter und Akademiker, Historiker des schweizerischen Rechts in Basel, Julius Schnell. Er zeigte mir den Christenstand in neuer Herrlichkeit. Er war nicht Mystiker wie Fröhlich, auch nicht theologischer Systembildner wie Beck, unfähig zur lauten, das Volk erschütternden Rede, wie Schrenk sie verwaltete, auch nicht geeignet zur Pflege warmherziger, brüderlicher Gemeinschaft, wie mein Vater sie liebte. Der stille Mann, der in seinem Wohltun und in seiner mannigfaltigen Arbeit für das Volk und die Kirche mit dem Wort Jesu verwachsen war, daß unsere Linke nicht erfahren soll, was die Rechte tut, besaß deshalb eine große Kraft, weil er wahrhaftig war, gegen Krümmungen und Künste verwahrt. In seiner Nähe lernte man, was Trauen heißt. Da es zum Werk Jesu gehört, daß er uns in die Wahrheit stellt, damit wir im Licht wandeln, hat der die Kirche noch nicht kennengelernt, der nicht mit deutlicher Wahrnehmung sah, was es heißt: wahrhaftig sein, und es war mir ein großer Trost, daß mir das ein Jurist zeigte, ein Glied desjenigen Standes, der sowohl in der Rechtspflege als in der Politik so oft der Lüge dient.

Als der große Sprung aus Bern heraus nach Greifswald geschehen war, empfing ich den reichen Segen, den uns das Luthertum bereiten kann. Ich kam nach meinen bisherigen Berührungen mit dem Luthertum mit kleinen Erwartungen. Am Weihnachtstag 1873 saß ich in der Stiftskirche in Tübingen, da ich, um das Reisegeld zu sparen, auf die Teilnahme am häuslichen Fest verzichtet hatte. Einige wenige Männer saßen zerstreut auf der Empore, und auf der Kanzel schob jemand die mächtige Botschaft Jesajas: „Uns ist ein Kind geboren!", Jesaja 9, 5, hin und her und zankte sich mit ihr; sie war ihm offenbar recht unverständlich und unbequem. Ich fror bei dieser Weihnachtsfeier so, daß ich als Tübinger Student lange nicht mehr in die Kirche ging. Im Februar 1879 machte ich meine Hochzeitsreise durch Deutschland und war einige Tage in Hamburg der Gast eines

mit mir verwandten Geistlichen. An einem Nachmittag nahm er mich auf seinen Gängen durch das finstere Hamburg mit; ich war mit ihm in Kellerwohnungen und Hinterhäusern. Am Abend durfte ich ihn auch zum festlichen Mahl bei einem der hamburgischen Pastoren begleiten, bei dem sich die Geistlichen mit feierlichem Ernst darüber unterhielten, wie wohl die christliche Sabbatfeier zu begründen sei, ob sie ihren Grund im Gebot des Dekalogs habe oder aus Gottes Sabbat am Schluß der Schöpfungswoche herzuleiten sei. Ich staunte die Pastoren an: „Kennt ihr denn euer Hamburg nicht?" Meine Gedanken saßen noch in dem bewohnten Kellerloch, in dem auch am Tage ein Licht brannte, und ich war mir darüber klar, daß die Hamburger damit noch längst keine Sonntagsfeier hatten, daß die Pastoren sie aus dem Dekalog begründeten. In Greifswald war aber nicht nur die Not des Luthertums zu sehen; dort konnte man auch Anteil an seiner Kraft empfangen.

Einer der Schweden, die Deutschland bereisen, um seine kirchlichen Zustände zu studieren, kam vor seiner Heimreise noch nach Greifswald und sagte, er habe während seines ganzen Aufenthalts in Deutschland nirgends die Verkündigung der Gerechtigkeit des Glaubens gehört; er freue sich, daß er sie am letzten Sonntag vor seiner Heimkehr einmal noch gehört habe. Er war in St. Marien gewesen, in derjenigen Kirche, in der ich nun auch am Sonntag saß, wo H. Cremer predigte. Für Cremer bestand die Gnade Jesu in der Vergebung der Sünden und der Glaubende war der, der sie besaß. Ihm zuzuhören, wie er diese Gabe der göttlichen Gnade unermüdlich pries, das war Wonne, Hilfe, Reinigung und Kraft. Er machte mir dadurch nicht nur einen bedeutsamen Teil der deutschen Geschichte, die lutherische Kirchlichkeit, hell, sondern führte mich mit eindringender Kraft auch zu einem Teil der Schrift, durchaus nicht nur zu Paulus, sondern vor allem zu Jesus, auf dessen Kreuz dadurch der Blick gerichtet war, so daß der Glaube die Frucht seines Kreuzes begehrte.

Ein Lutheraner wurde ich auch durch Cremer nicht. Die feste und treue Gemeinschaft, die er mir gewährte, entstand nicht dadurch, daß ich mich ihm anglich. Schuldbewußtsein hatte ich schon frühe bekommen und die Vergebung der Sünden war mir schon im Elternhaus gezeigt, und je mehr seither meine Erfahrung der eigenen und der allgemeinen Sündhaftigkeit wuchs, um so deutlicher wurde mir auch der Inhalt des Worts, das uns die Vergebung gewährt. Ohne diese Gabe Jesu wäre kein Zusammenwirken mit Cremer möglich gewesen, gibt es überhaupt keine Kirche. Ich gäbe dem Unterschied, den ich seinem Glaubensstand gegenüber festhielt, einen unrichtigen Ausdruck, wenn ich sagte, Cremers Evangelium habe einer Ergänzung bedurft. Denn es ist möglich, das Werk Jesu als die Gewährung der Vergebung und den Christenstand als den Besitz der Vergebung zu beschreiben, ohne daß sie geschädigt sind. Nötig ist nur das Eine, daß die Vergebung wirklich Vergebung sei, nicht die Duldung des Bösen, die uns in ihm erhält, sondern seine Überwindung, die uns von ihm befreit. Der Vergebende tilgt die Folgen unseres Falls und gibt uns die Vergebung dadurch, daß wir aufgerichtet werden, und die Versöhnung mit Gott dadurch, daß er uns Gott untertänig macht mit dem willigen Gehorsam, mit dem uns der Glaube deshalb beschenkt, weil er die Liebe in uns erweckt. Cremer hatte die Erinnerung nicht nötig, daß er nicht in schmerzhafte Gefühle versunken sein Elend studieren dürfe, um sich dadurch in den wohligen Genuß der Vergebung emporzuschwingen; denn ihm war ein starker Wille geschenkt. Wohl aber hat es die Kirche, keineswegs einzig die lutherische, sondern die Kirche in jeder Verfassung nötig, sich zu mahnen, daß sie nicht nur ihren Jammer anstarre und in ihn versinke, sondern sich zum Dienst Gottes entschließe, und für diesen bekommt sie die Anleitung noch nicht, wenn ihr Gottes Gnade nur mit der negativen Formel, nur als die Wegnahme der Schuld, beschrieben und ihr ihr Ziel nur darin gezeigt wird, daß sie nicht sündige. Die Schrift zeigt uns die positiven Ziele Gottes,

seine neue Schöpfung durch die Herrschaft Jesu, die uns in seinen Dienst aufnimmt, und erst dadurch bekommen die abwehrenden Formeln Sinn, und erst dadurch entsteht aus dem Anblick unseres Elends Kraft.

Ich bin oft auf das Urteil gestoßen, daß mein Unterschied von Cremer und meine Einrede gegen das Luthertum aus reformierter Überlieferung stamme. An die Fortsetzung des alten Zankes zwischen den Lutheranern und den Calvinisten habe ich nicht einen einzigen Augenblick meines Lebens vergeudet. Die Schweiz ist von der Aufklärung vollständig überflutet worden, und was sich ihr widersetzte, war nicht eine Wiederherstellung des Calvinismus, sondern vertiefte Aneignung der Schrift. Ich kam darum mit Reformiertem im exakten historischen Sinn nie in Berührung. Als ich in Zürich war, besuchte ich gern das Pfarrhaus des nächsten Dorfes, in dem ein ernster Calvinist das Amt verwaltete. Die aufrechte, tapfere Haltung des Mannes machte mir Freude; seine Theologie blieb mir fremd. Als ich Konfirmationsunterricht zu geben hatte, für den die Wahl des Katechismus völlig bei mir stand, dachte ich nicht an die Benützung des Heidelberger Katechismus, sondern arbeitete mit einer Sammlung von Schriftworten. Auf das alte Genf sehe ich freilich mit großer Ehrfurcht zurück und nenne es einen der schönsten Teile der Christenheit. Aber daraus konnte kein rückwärtsstrebendes Verlangen entstehen; denn das alte Genf ist zerfallen, und ich glaube zu wissen, warum es zerfallen ist.

Stark wurde dagegen mein Urteil durch die Not der pommerschen Kirche bestimmt, die nicht nur in den armseligen Dörfern auf den Gutshöfen, sondern auch in Greifswald sichtbar war. Obwohl Cremer während zwei Jahrzehnten Hauptpastor einer der städtischen Gemeinden war und das Amt wirksam verwaltete, traf ich im Pfarrhaus nie einen Greifswalder an. Ein tüchtiger, warmherziger Geistlicher aus der Nachbarschaft erzählte einmal, er habe letzthin eine große Ent-

täuschung erlebt; während der langen Jahre seiner Amtsführung sei noch nie jemand in das Pfarrhaus gekommen; endlich habe ihn jemand aufgesucht; als er sich aber nach seinen Verhältnissen erkundigt habe, sei es ein Fremder gewesen. Dafür boten einzelne Ehrfurcht verdienende Gestalten, die der Adel aufwies, keinen Ersatz. Ich schied von Pommern und von der Mark mit dem Urteil, hier müsse die Einführung der Bevölkerung in das Christentum erst noch vom ersten Anfang an geschehen. Die Kirche hat hier die Bevölkerung nur unterworfen, aber nicht erfaßt.

Die Stellung der Geistlichen war einer gründlichen Erneuerung bedürftig. Es war ein rührender, unvergeßlicher Anblick, als der Leiter einer pommerschen Konferenz, der auch zu dieser Funktion seinen Talar angezogen hatte, diesen mit Inbrunst küßte: „Das ist mein Priesterkleid!" Seine herzliche Freude an seinem Priesterkleid war hübsch; — aber wo war die Gemeinde? Als es endlich gelungen war, die Verbindung von Professur und Pastorat, die noch auf der Stelle Cremers lag, zu lösen, und Cremer als Pastor von St. Marien einen Nachfolger erhalten hatte, war dieser auch einmal bei uns. Freundlich klopfte er mir auf die Achsel: „Wie geht es dir, mein Sohn?" Später in Tübingen kam mir zufällig eine Broschüre in die Hand, in der ein Leipziger seine Besuche bei Leipziger Pastoren beschrieb. Er war mit der Kirche zerfallen, weil sie sich den naturwissenschaftlichen Erkenntnissen widersetze, und wollte, da nun sein Sohn in das Konfirmationsalter kam, durch einige Besuche feststellen, ob die Kirche immer noch so verstockt sei wie früher. Der Geistliche, den er aufsuchte, begann das Gespräch mit der Frage: „Was wünschest du, mein Sohn?" Ich dachte bei diesem Bericht an meinen lieben Pastor von St. Marien. Bei mir hatte es freilich nicht schlimme Folgen, wenn er mich, da er nun das Amt besaß, für seinen Sohn erklärte, und doch erschrak ich in der Erwägung, ob sich nicht damit ein Nebel auf seine Augen lege, der ihm die klare Erfassung der Lage und damit die erste

Bedingung zur fruchtbaren Arbeit raube. Hätte er mich „Bruder" genannt, so hätte ich dies gern angenommen. Aber ich war ja nicht wie er Beichtvater, sondern sein „Beichtkind". Er besaß nun die Vollmacht, mir die Absolution zu geben. Bedurfte ich sie nicht, und ist die Vergebung unserer Sünden nicht der Empfang des Lebens? Auch ich weiß, daß ich, wenn ich die Beichtformel spreche, in der allerhöchsten Vollmacht handle, die einem Menschen gegeben werden kann, und die Herrlichkeit Gottes besonders deutlich sichtbar mache, da ich mit der Absolution zu bezeugen habe, daß Gottes allmächtige Gnade aus uns Sündern seine Söhne macht. Machte ich aber damit jemand zu meinem Sohn? Würde ich nicht das Amt gründlich verderben, wenn ich Gottes Gnade an meine Person und an meine Worte kettete? Damit träte ich nicht nur aus dem Neuen Testament heraus, sondern noch unter den alttestamentlichen Priester herab; denn der Israelit wurde dadurch, daß ihm der Priester den Segen gab und am Altar die Vergebung vermittelte, nicht zu seinem Sohn. „Unser Vater, der du in den Himmeln bist", betete die alte Gemeinde, und Jesus verbot seinen Jüngern, sich Väter zu heißen, Matth. 23, 9.

Im Verkehr mit den norddeutschen Geistlichen habe ich oft die heilsame Größe dieses Worts unseres Herrn tief empfunden, auch dann, wenn vom „Vater Luther" gesprochen wurde. Als ich einmal Julius Kaftan, der auch vom „Vater Luther" sprach, dieses Wort Jesu zitierte, meinte er: „Dies sei nun einmal Sprachgebrauch." Ich denke nicht so leichtsinnig vom Sprachgebrauch und der ihm eignenden kausalen Kraft. Das Sprechen macht uns denken und das Denken macht uns handeln. Darum schafft falscher Sprachgebrauch Versündigung.

Aber Paulus hat so gesprochen! „Timotheus, mein Sohn." Ich habe immer für den engen Anschluß unserer Sprache an die Worte der Schrift gesprochen. Diesen Sprachgebrauch heiße ich aber ein lehrreiches Beispiel für die Verfälschung der biblischen Sprache. Das

„väterliche" Selbstbewußtsein unserer Pastoren wäre dann unschädlich, wenn zwischen ihnen und uns eine Gemeinschaft des Lebens und der Arbeit bestände, wie sie zwischen Paulus und Timotheus vorhanden war.

Wir hatten einmal den Generalsuperintendenten von Pommern, Pötter, in Greifswald. Da in der Versammlung die Rede auf die historisch-kritische Deutung der Bibel kam und Pötter ihr Recht antastete, hielt ich es im Blick auf die Studenten, die in der Versammlung waren, für ehrlich, einige Worte über die Unentbehrlichkeit und den Wert unserer Schriftforschung zu sagen. Als wir den Saal verließen, kam ich neben einen Herrn, vermutlich einen der christlich gesinnten pommerschen Adligen. Vorwurfsvoll sagte er: „Spricht man zum Generalsuperintendenten so?" Damit erschien wieder schreckhaft das Gespenst des entstellten Amts. Wurden die Meinungen Pötters deshalb richtig, weil er Generalsuperintendent war? Waren seine Worte nicht gerade deshalb gefährlich und der Berichtigung bedürftig, weil er es war? Wenn die Beamtung eine Autorität verlieh, die keiner Begründung bedurfte, dann war das Fundament der Kirche erschüttert; denn damit waren die Wahrheit und die Freiheit aus ihr verscheucht.

In Berlin[1]) wohnte ich in der Nähe der Kaiser-Friedrich-Gedächtniskirche und, als ich die Wohnung wechselte, in der Nähe der Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche. Im Jahre 1893 war die Kaiser-Friedrich-Kirche noch nicht gebaut, jedoch die Gemeinde bereits gegründet und ihr ein Pfarrer gegeben, der den Gottesdienst in einem provisorischen kleinen Kirchlein hielt. Ich liebte dieses Kirchlein sehr, sprach gern darin, wenn mir der Geistliche die zweiten Feiertage überließ, und bedauerte lebhaft seinen Abbruch. Noch mehr als die Kaiser-Friedrich-Kirche bedrückte mich die Kaiser-Wilhelm-Kirche, in der ich nur un-

[1]) In Berlin wohnte ich vom Herbst 1893 bis zum Frühling 1898.

gern am Gottesdienst teilnahm. Wie konnte man solche Bauten herstellen! Schafft in jeder Straße, wo immer es Raum gibt, kleine praktische Predigtstätten, die die sie besuchende Schar miteinander und mit den Geistlichen in Berührung bringen, nicht Prunkbauten.
Neben diesen Kirchen breitete sich der Jammer der Stadt aus, nicht nur in den schmutzigen Vierteln im Norden und Osten, sondern vielleicht noch verderblicher in den vornehmen Straßen der Stadt. Da ich von Pommern herkam, wurde ich vom Zustand Berlins nicht überrascht. Denn es bekam seinen stets anschwellenden Zuwachs zu einem beträchtlichen Teil aus den es umgebenden Landschaften, und ich wußte, wie dort die Kirche aussah. Es war nicht seltsam, wenn der ganze kirchliche Besitz der Eingewanderten einige Wochen nach ihrer Ankunft in Berlin zusammengeschmolzen war und die zweite Generation dasjenige Bild aufwies, das uns seither die Literatur zur Großstadtfrage enthüllt hat. Daraus ergab sich, was ich zur Großstadtfrage zu sagen vermochte. Möglichst kräftige Erschwerung der Einwanderung konnte nur eine vorbereitende Hilfe schaffen; wirkliche Hilfe konnte nur dadurch kommen, daß draußen im Lande, das die Stadt mit Menschen nährte, gründliche Arbeit geschah.
Ich rechne auch den Anblick der Not in Berlin zu den Wohltaten, die wir nicht abweisen dürfen, sondern mit heißem Dank zu empfangen haben. Es war aber nicht das einzige, was ich aus Berlin mit mir nahm; denn es brachte mir auch die Begegnung mit Stoecker und die Freundschaft mit Bodelschwingh. Stoeckers Versuch, der Arbeiterschaft eine andere Führung zu verschaffen als die marxistische, beugte mich vor ihm in aufrichtiger Bewunderung und ich nahm zweimal heftigen Streit mit der Berliner Fakultät auf mich, weil ich mich nicht von ihm trennen und ihn nicht beleidigen konnte. Aber zur gemeinsamen Arbeit und zu einer daraus entstehenden Freundschaft kam es zwischen uns nicht. Nach meiner Meinung stellte Stoecker mich zu nahe zum Pietismus, vermutete, daß ich nur an den Christenstand

der einzelnen dächte und seine Arbeit, die auf das Ganze der Stadt und des Volkes gerichtet war, nicht zureichend würdigte. Vielleicht fand sich aber das, was uns trennte, weniger an dieser Stelle als in seiner Fassung des Staates. Sein Staat mit seiner Beamtenschaft, die als Vormund der Bevölkerung waltet, hing nach meiner Meinung noch zu zäh an den Rockschößen des Alten Fritz. Ich war zwar in Preußen tapfer königstreu und konservativ und nicht nur ein Leser der „Kreuzzeitung", sondern auch mit ihrem Redaktor Kropatscheck befreundet. Aber ich kam nicht vom Gedanken los, daß wir den Staat und die Kirche nicht von oben her durch eine Zentralgewalt aufbauen können. Wir bauen die Kirche dadurch, daß wir Gemeinden bekommen, und kräftigen den Staat dadurch, daß wir gesunde Ortschaften herstellen.

Darum war mir bei Bodelschwingh der Übergang aus der dankbaren Verehrung in die vertraute Freundschaft ungleich leichter als bei Stoecker. Sein Bethel schien mir das zu zeigen, was unser Volk nötig hat. Ich sah in seiner Herstellung eine Tat, die für das Gedeihen des Staats und der Kirche ungleich fruchtbarer war, als wenn die Gehilfen Stoeckers ungetaufte Kinder suchten, als wäre dem Elend Berlins damit abgeholfen, wenn alle Kinder getauft würden, oder wenn Stoecker in den kirchlichen Vertretungen „positive" Mehrheiten herstellte oder im Reichstag eine Partei bildete, die über die für Bismarck unübersteigbaren Zäune hinübersah. Was Gott schafft und was wir nötig haben — beides fällt zusammen —, sind Gemeinden. Ich werde oft gefragt, was ich denn unter einer „Gemeinde" verstehe. Ich antworte: eine Gemeinde Jesu ist eine in der Gemeinschaft des Glaubens an ihn verbundene Arbeiterschaft, und Bethel war eine Gemeinde, nicht nur eine Anstalt, auch nicht nur der Amtssitz einer Regierung. Gewiß gab es in Bethel auch einen Regenten, der zu herrschen verstand; aber er herrschte über freihandelnde Mitarbeiter, und es gab auch in Bethel Anstalten; aber sie waren die Arbeitsmittel

der Gemeinde. Zuerst brachte mich mein Anteil an der Berliner Mission in der ostafrikanischen Kolonie in Berührung mit Bodelschwingh, und hier sah ich in der Nähe, wie kräftig er zu regieren verstand. Zur vertrauten Verbundenheit führten mich mit ihm einige im Harz verlebte Tage. Dort nahm er mich, als ich von der Großstadt ermüdet irgendwo einen Ferienort suchte, in seiner Hütte auf, und zu dieser Güte fügte er noch das Größte, was mir geschenkt werden konnte, Arbeitsgelegenheit; denn am Schluß jener Tage gründeten wir die „Theologische Woche" in Bethel.

Aus der unierten Kirche Preußens in die lutherische Kirche Württembergs hinüberzugehen bereitete mir keine Schwierigkeiten. Die lutherische Art und Begrenzung des Glaubens war nicht die meine. Wenn aber eine lutherische Kirche nur den lutherischen Typus bei sich dulden will, so zerreißt sie das Evangelium. Jede Kirche zerstört sich, die nur ein einziges Maß des Glaubens bei sich dulden will. Rechtlich konnte sich an meine Berufung deshalb kein Zweifel heften, weil die Kirche schon längst Männer mit sehr verschiedenem religiösen Besitz miteinander verband. Der Mann, der bei meiner Berufung ein gewichtiges Wort zu sprechen hatte, Weizsäcker, war vom lutherischen Typus jedenfalls weiter entfernt als ich. Ich hätte gern mit den Lutheranern in derselben Weise Gemeinschaft gehalten, wie ich es mit Cremer getan hatte; in meiner Nähe war aber kein solcher vorhanden.

In der württembergischen Kirche gewährte mir die Ortsgemeinde Tübingen die Teilnahme an manchem fruchtbaren Gottesdienst, und wie lieb werden uns die kirchlichen Räume, in denen uns aus der Wahrheit geschöpfte Predigt nährt! Dazu erhielt ich für Tübingen auch ein kirchliches Amt, eine der vier Frühpredigerstellen, die mir zuerst am fünften, dann am vierten Sonntag den Vormittagsgottesdienst der Gemeinde übergab.

Neben der Predigt, an der ich vor allem im Blick auf die Studieren-

den festhielt, öffnete sich mir noch ein zweites Arbeitsfeld, unsere Jugend, für die wir Verbände schaffen müssen, da sie, wenn sie einsam gelassen wird, dem Druck der Welt erliegt. Es war mir aber sowohl in der Predigt als bei der Jugend nur Kleines beschieden; allein jede kirchliche Arbeit, auch wenn sie in engen Grenzen bleibt, verschafft uns den Grund zu einem Dank, in den sich kein Murren mischen darf.

Eine Erweiterung meines Anteils an der Kirche brachte mir ein Bericht über eine Evangelisationsversammlung, die eine evangelisierende Dame in Stuttgart gehalten hat. Sie sagte zu einer großen Versammlung von Frauen: „Jeder Sozialist hat eine Mutter gehabt; was waren das wohl für Mütter?" Wie lange kann uns auch das Nächstliegende verhüllt bleiben! Beim Beginn meiner Arbeit in den siebziger Jahren folgte ich dem Eindruck, die Kirche gebe den Männern nicht, was sie nötig haben; der Mann brauche den hellen Gedanken und die Gelegenheit zu tüchtiger Arbeit, und beides werde ihm damit noch nicht verschafft, daß die Kirche nur Predigtanstalt sei. Zu den Reden über den Römerbrief in Bern, aus denen die Erläuterungen zum Neuen Testament herauswuchsen, hatten nur Männer Zutritt, und in Tübingen suchte ich eine „Vereinigung evangelischer Männer" im Gang zu erhalten, die unseren Männern die Gelegenheit zur Mehrung ihres geistigen Besitzes bot. Auch in der Predigt wandte ich mich zuerst an die Männer und sah im Hörsaal in den Studentinnen eine wenig bedeutende Zugabe. Nun packte mich die Frage: was hatten wohl diese Männer für Mütter gehabt? was hatten ihre Mütter und Frauen für einen geistigen Besitz? Fällt nicht ein wichtiger, vielleicht der wichtigste Teil am Aufbau unseres Volkes den Frauen zu? Dabei ging mein Blick auf die Jugend, und die Folge war, daß ich für alles, was in die weibliche Jugend Bewegung hineintrug, tief dankbar geworden bin. Wenn nun die Tübinger Studentinnen etwas von mir begehrten, baten sie nicht umsonst.

Im übrigen war das Geschenk, das mir die württembergische Kirche bot, nicht Arbeitsgelegenheit, sondern ungestörte Stille, die mir gestattete, meine Zeit ganz für mein Lehramt und meine Forschungen zu verwenden. Ich hatte das freilich nicht vorausgesehen, weil meine Berufung nach Tübingen mit einer durch das Land hindurchgehenden Bewegung zusammenhing, die von der Fakultät verlangt hatte, daß ihr Unterricht die Studierenden für ihre Arbeit in der Kirche rüste und sie nicht für sie unbrauchbar mache. Aber auch die, die eine Wandlung im Lehrbetrieb der Fakultät gewünscht hatten, hielten den Zustand der Kirche für unveränderlich und erwarteten von mir wie von den anderen Lehrern der Universität nur die zweckmäßige Besorgung des Unterrichts. Die innere Entfernung, die mich von den Leitern der Kirche trennte, war auch so groß, daß es vermutlich für beide Teile das beste war, wenn wir keine gemeinsame Arbeit versuchten.

In der württembergischen Kirche waren und sind alle religiösen Unterschiede, ja Gegensätze vorhanden, die die deutsche Geschichte hervorgebracht hat. Nicht nur in der Bevölkerung, sondern auch in der Geistlichkeit gab es Aufklärer, Idealisten, Mystiker, Pietisten, vom Neuen Testament lebende Glaubende. Die kirchliche Leitung hielt aber an der aus der Reformationszeit stammenden Theorie fest, daß die Kirche durch die Reformation die vollendete, keiner Veränderung bedürftige Lehre besitze, und verkündete, daß „das Bekenntnis" unantastbar sei, obwohl von niemand erwartet wurde, daß er es bekenne. Die Vermengung der Kirche mit dem Staat galt als unerschütterliches Recht und war auch dadurch nicht gelockert worden, daß große katholische Gebiete dem Königreich Württemberg einverleibt wurden, und auch als die Revolution sie gefährdete, wurde sie nicht preisgegeben. Die Bestellung des Gemeindeamts kam ohne Mitwirkung der Gemeinden zustande, die die Einsetzung und den Weggang ihrer Geistlichen passiv erduldeten. Das durch sich selbst wirkende Amt war

allerdings durch die Kritik der Gemeinden stark zurückgedrängt, die von ihren Geistlichen verlangten, daß sie sich das Vertrauen durch ihre Arbeit erwarben. Die Leitung der Kirche war aber eifrig bemüht, die Unterschiede im theologischen Besitz der Geistlichen zu verhüllen, damit die Einheit des Standes nicht gefährdet sei. Dagegen war es nicht mehr gefährlich, daß auch die württembergischen Geistlichen noch von ihren „Beichtkindern" sprachen, da die Abhängigkeit von den Geistlichen vielfach durch die Einsicht überwunden war, daß das Leben der Kirche im tätigen Anteil aller ihrer Glieder an ihrer Arbeit bestehe.

An den Dank, den ich der Kirche für die Stille darbringe, die sie mir bereitete, hefteten sich aber auch heiße Schmerzen. Denn es plagte uns überall, wo Arbeit geschehen sollte, ein schrecklicher Mangel an Arbeitern. In Tübingen saßen neun junge Geistliche, die zusammen im Stift wohnten, eine auserlesene Schar, die nach dem Maßstab besonderer Tüchtigkeit ausgewählt wurde. Ich kam darum mit der Meinung nach Tübingen, für alles, was die Stadt bedürfe, könne es ihr nicht an willigen und fähigen Kräften fehlen. Gleich im ersten Sommer nach meiner Ankunft spielte sich aber eine Verhandlung ab, bei der die Neun sich zäh gegen die Übernahme einer einzigen Predigt sträubten, weil sie ihnen nicht durch ihre Amtspflicht aufgenötigt sei. Ich sah in eine mir fremde Welt hinein, in denjenigen Zustand, den das Gesetz schafft, bei dem kein Schritt über die vom Statut festgesetzte Pflicht getan wird und jede Arbeit für andere nur als Störung der eigenen Ziele empfunden wird. Wenn uns aber sogar in Tübingen bei jedem Schritt die Arbeitswilligen fehlten, — wie sah es denn sonst im Lande aus? Als bei einer der studentischen Konferenzen in Freudenstadt zufällig der Domprediger von Berlin, D. Dryander, anwesend war, bat ich ihn, einen der Tage mit einer Morgenandacht zu beginnen, und als es bald darauf eine Begegnung mit einem württembergischen Prälaten gab, erzählte ich ihm erfreut, diesmal hätten

nicht einzig wir Akademiker die Konferenz versorgen müssen, ich hielte es für wertvoll, daß auch ein die Kirche leitender Mann zu unserer studierenden Jugend gesprochen habe. Der Prälat stimmte meiner Erwägung zu, bemerkte aber, es wäre wünschbar, daß auch Vertreter der württembergischen Kirche beigezogen würden. Nun war ich in Verlegenheit. Gewiß war dies wünschbar; aber wir hatten ja nur Verwaltungsbeamte, die, auch wenn sie noch so tüchtig und pflichttreu waren, unmöglich vor die studierende Jugend als die Vertretung der Kirche gestellt werden konnten. Vielleicht gehört es zu den Segnungen, die uns der Krieg und der Umsturz gebracht haben, daß wir sowohl für unser Volk, als für unsere Kirche Arbeiter bekommen, die nach Größerem begehren als nur nach der Ableistung ihrer Amtspflicht, und für die Kirche eine Leitung erhalten, die nicht in ihrem Amtszimmer unsichtbar bleibt, sondern im hellen Licht vor unserem Volk steht und ihm etwas zu sagen hat. Doch mit diesen Gedanken schaue ich wieder hoffend in die Zukunft hinaus.

Hemmungen, Reibungen, Notstände in der Kirche können aber den Christenstand nicht erschüttern, sondern stärken ihn. Denn sie sind die allen sichtbare Auslegung des geheimnisvollen Worts: „Ohne mich könnt ihr nichts tun." Da dieses Wort, das uns allen nur in der Verbundenheit mit Jesus die fruchtbare Wirksamkeit gewährt, durch die Unbeweglichkeit und Arbeitsunfähigkeit der Kirche die Bestätigung bekommt, nötigt sie uns, den zu suchen, den Paulus „die vorhandene Grundmauer der Kirche" genannt hat, auf die ihr Aufbau gestellt werden muß.

Wie die Bibel zu mir sprach

Das Kostbarste, was mir die Kirche übergeben hat, ist unsere Bibel. Es stellt sich in der Rückschau mancher Tag vor mich, an dem sie zu mir sprach.

Nach meiner Gewohnheit, die mich als Knaben mit nie erlöschender

Luſt begabte, war ich durch die herrliche Umgebung meiner Vaterſtadt geſtreift, die Kapſel auf dem Rücken, um jede mir noch nicht bekannte Pflanze mitzunehmen. Als ich heimkam, fuhr ein mir bisher unbekanntes Grauen durch die Seele. Denn die Wohnräume waren leer und die ſonſt nie fehlende Mutter war nicht aufzufinden. Ein Telegramm hatte den Eltern gemeldet, daß ſie ihre Tochter, ihr drittes Kind, aus Lauſanne, wo ſie als Hauslehrerin wirkſam war, abzuholen hätten, da ſie am Typhus erkrankt ſei. Darauf kamen noch einige bedrückte Tage, während deren die Schweſter im ſtarken Fieber lag, und dann kam das Sterben. Wir Kinder wurden in die Kammer gerufen und umſtanden das Bett der geſtorbenen Schweſter. Dann gingen die Eltern mit uns in das Wohnzimmer, und nun wurden die Bibeln geholt und wir laſen Offenb. 21 und 22. Die erſte Lücke war in unſeren Kreis geriſſen, und ſie tat weh; aber ſtatt der Klage ſtellten die Eltern jenes Wort vor uns, das einen Lichtſtrahl auf die letzten Ziele Gottes fallen läßt. Sie ſchauten nicht nur zurück und ſahen auch nicht fragend ins Jenſeits hinüber, ſondern wandten ihren und unſeren Blick hin zu Gottes ewiger Stadt. Die unvergleichliche Art der neuteſtamentlichen Hoffnung trat mir entgegen, die uns von unſerm eigenen Schmerz und eigenen Beſitz ablöſt, unſer Leben in Gottes großes Werk einordnet und uns unſer Ziel im Anteil an ſeiner großen Gemeinde zeigt, die deshalb ewig iſt, weil ſie Gottes iſt.

Es war an einem Sonntagmittag und wir ſaßen um den Tiſch und warteten verlangend auf den Beginn des ſonntäglichen Mahls. Aber der Vater kam nicht. Er ging immer wieder vor dem Hauſe mit ſeinem Schwager und Freund die Gaſſe auf und ab, und die beiden trennten ſich nicht. Es war ſichtbar, daß ſie etwas Hochwichtiges miteinander beſprachen. Endlich kam der Vater und ſagte betrübt: „Ich glaubte bisher, ich ſei mit Daniel ganz einig, und nun trennen wir uns bei Röm. 7. Daniel ſagt, dieſe Beſchreibung des Menſchen ſei für ihn vergangen, und ich muß mich auch als Glaubender unter

dieses Wort stellen." Das war eine Stunde, in der mir das Auge geöffnet wurde. „Ich bestehe aus Fleisch und bin unter die Sünde verkauft"; wem gilt dies? Gibt es solche, für die dieses Wort vergangen ist? Besteht Gottes Werk darin, daß er unsere natürliche Art und die aus ihr entstehende falsche Begehrung vernichtet, oder besteht es darin, daß er uns samt unserer natürlichen Not seine Gnade gibt und uns samt unserem verwerflichen Begehren in seinen Dienst stellt? Die Frage war in mich hineingelegt; eine plötzliche Antwort konnte sie nicht finden. Diese konnte mir nur durch die an der Schrift entstehende Erkenntnis und durch die Erfahrung des eigenen Lebens zuteil werden. Ich bin an der Seite meines Vaters geblieben.

Wieder trat die Art der Gemeinschaft ans Licht, die durch Jesus zwischen uns entsteht. Mußte der Gegensatz, der damals zwischen den beiden befreundeten Männern zum Vorschein kam, nicht beide einander entfremden, da er ihrem ganzen inwendigen Leben eine verschiedene Haltung gab? Aber ihre Gemeinschaft zerriß nicht, da sie nicht in ihrem eigenen inneren Zustand, sondern in ihrer gemeinsamen Beugung vor Jesus begründet war.

„Heute", erzählte der Vater bei einem anderen Mittagessen, „ist mir etwas Seltsames begegnet. Ein Engländer war im Laden, der durch die Welt reist, um die 144000 vor dem letzten Kampf Versiegelten aufzusuchen, Offenb. 7. Er fragte mich, ob auch ich ermächtigt sei, meinen Namen auf die von ihm hergestellte Liste zu setzen." „Was hast du ihm geantwortet?" fragte die Mutter. „Ich habe ihn fortgeschickt", sagte der Vater. Das war meine erste Begegnung mit englischer Theologie, und sie war wirksam. Es war ja zum Staunen, diese Festigkeit der Erwartung, daß wir in den letzten Tagen stehen, diese Aneignung des Schriftworts, der auch seine figürliche Form zur unbegrenzten Wahrheit wurde, so daß kein Zweifel sie anfocht, daß es genau 144000 bewahrte Christen gebe, diese Unterordnung aller An-

liegen unter den Wunsch, die auserwählte Schar zu finden, die diesen Engländer durch alle Länder trieb. Aber ich ahnte doch, weshalb der Vater den anderen Weg ging und sich nicht auf die Entdeckung der Versiegelten einließ. Hier stärkte der Mensch sein Gutdünken mit dem biblischen Wort und schmückte seine Überhebung mit der Berufung auf die Gewißheit der göttlichen Verheißung. Der Vater blieb dagegen im Glauben, der auf Gottes Wirken warten kann.

Um Pfingsten 1875 beschenkte der Frühling die Gelände am Zürichsee mit seiner ganzen Pracht. Ich hatte das Dampfschiff in Bendlikon verlassen und ging den Berg hinauf nach Kilchberg, wo auf der Höhe des Bergs die Kirche und nahe bei ihr das Pfarrhaus stand. Dort war Trauer eingekehrt. Ebendamals hatten die zürcherischen Gemeinden das Recht bekommen, ihre Geistlichen nicht lebenslang tragen zu müssen, sondern sie durch periodische Wiederwahl auch absetzen zu können, und Kilchberg hatte von diesem Recht Gebrauch gemacht. Nun hatte aber die deutsche Schweiz damals Mangel an Geistlichen, weshalb der Antistes von Zürich mich noch während der theologischen Prüfung, ehe sie beendet war, aus dem Prüfungszimmer herausgerufen hatte, um mir das Versprechen abzunehmen, daß ich in den drei Monaten bis zur Ankunft des neu zu wählenden Pfarrers in Kilchberg das Amt besorgen wolle. Darum war ich am Sonntag vor Pfingsten in unserer St. Gallischen Stadtkirche ordiniert worden und ging nun den Berg hinan der Kirche zu, die für einige Wochen die meinige werden sollte. Ich war also Geistlicher und im Begriff, mein Amt anzutreten. Was wollte ich? Was konnte ich für mich erbitten? Da trat mit einem Klang, der alles andere verdrängte, der Anfang des Unser Vaters in meine Seele: „Geheiligt werde Dein Name.“ Das war mein einziges, aber ernsthaftes Begehren, als ich mein Amt antrat. Ich habe auch jetzt im Rückblick auf meine Arbeit kein anderes Verlangen in mir, und ich empfinde es als eine unschätzbare Wohltat, daß mein ganzes Wirken unter die Regel gestellt war, die uns Jesus gibt.

Mit dem Ende des Jahres 1877 war der Kampf in Neumünster beendet und die Wahl eines Nachfolgers gesichert, der die Gemeinde zu führen imstande war. Im Januar stand ich daher in meinem Kirchlein in Keßwil. Dort mußte ich nicht mehr warten, bis ein eitler Organist seinen Kunsttrieb auf der Orgel befriedigt hatte; die Gemeinde sang unter der Führung des Lehrers ohne Instrument. Auch mußte ich nicht daran denken, daß vielleicht drüben auf der Empore das damalige Haupt der theologischen Fakultät, Alexander Schweitzer, sitze; nun hatte ich meine Bauern vor mir. Als ich mich besann, was ich ihnen als mein erstes Wort sagen sollte, griff ich nach Matth. 13, 3: „Es ging ein Säemann aus zu säen." Ich hatte nichts für sie als das Wort, keine Vertrautheit mit ihren bäuerlichen Anliegen, keine die Regierung der Gemeinde mir ermöglichende Überlegenheit und Würde; ich hatte nichts als das von Jesus ihnen und mir gegebene Wort. Lohnte es sich, daß sie am Sonntag kamen? Lohnte es sich, daß ich es ihnen sagte? Vieles widersetzt sich dem Wort; aber es schafft die hundertfache Ernte. Ich ließ mir von Jesus sagen, daß er im Wort das Himmelreich, Gottes königliches Wirken, sich offenbaren sah. Ich könnte mir denken, daß ich auch meine letzte Predigt aus demselben Wort gewänne. Meine damalige Predigt würde ich freilich vermutlich heute schelten. Denn ich habe damals sicher nach unserer Unart bei dem, was dem Wort widersteht, zumeist an meine Bauern und bei seiner Fruchtbarkeit zumeist an mich gedacht. Jetzt weiß ich es, daß das, was den Samen tötet, die stumpfe Unfähigkeit zum Hören, die feige Furcht vor dem Urteil der anderen, die Erregung des natürlichen Begehrens, nicht nur in einem Bauern, sondern auch im Pfarrer und Professor sitzt; aber auch die Verheißung Jesu, daß die Aussaat seines Worts nicht umsonst geschehe, ist beiden, dem Bauern und dem Pfarrer, gesagt.

Am 15. Januar 1878 stand ich zur Trauung mit meiner Braut in meinem Kirchlein vor Fröhlich, der mir diesen Dienst erwies und zu

meiner Trauung nach Keßwil kam. Da ich für mich und mein Amt eine Frau notwendig brauchte, hatte ich mit raschem Entschluß um sie geworben, und nun wurden wir getraut. „Die Liebe hört nimmer auf", 1. Kor. 13, 8, sagte Fröhlich. Ich weiß nicht mehr alles, was er sagte, nur das noch, daß er die Liebe von ihren natürlichen Wurzeln freimachte und ihr im Geist ihre unvergängliche Begründung gab. Ich erfaßte aber meinen Text. Ich dachte damals nur an mein Pfarramt, da mir die akademische Arbeit noch völlig abseits lag, und ich dachte auch beim Pfarramt einzig an Keßwil, da ich die Wahl auf Lebenszeit besaß und an ein Verwachsen mit der Gemeinde dachte, das mich völlig mit ihr verbinde. Aber schon nach zwei Jahren führte ich meine Frau aus unserem Pfarrhaus heraus in die akademische Welt hinein, und dann folgte eine Wanderung nach der anderen in uns völlig fremde Verhältnisse hinüber. Da sie in ihrem treuen Gehorchen das Wort, das uns einte, bewahrte, stand es auch, als ich sie 1907 begrub, leuchtend vor mir.

In Bern machten wir Gymnasiallehrer unsere Gemeinschaft miteinander auch dadurch fest, daß wir gelegentlich zusammen die Bibel lasen. Einmal war Röm. 14 an der Reihe, und wir hatten von der Unfreiheit und Freiheit im Gebrauch der natürlichen Dinge gesprochen. Da sagte einer der Lehrer: „Ich verstehe, was Paulus meint, wenn er sagt: Leben wir, so leben wir dem Herrn. Was heißt aber das: Sterben wir, so sterben wir dem Herrn?" Ja, was heißt das? Dachte Paulus nur an das Martyrium, nur an das, was manchen von den Lesern seines Briefs einige Jahre später begegnete, als sie in den vatikanischen Gärten an den Kreuzen hingen? Seine Meinung war doch wohl größer. Dachte er an den Dienst, der uns in der Gemeinschaft mit den Abgeschiedenen beschert werden wird? Dieses Geheimnis ließ ich zugedeckt. Geben uns aber nicht jetzt schon unsere Sterblichkeit und ihre Folgen die Gelegenheit, Gottes Herrschaft zu ehren, ihm uns zu ergeben und ihm Glauben zu erweisen? Ich wurde

darauf aufmerksam, daß die Weise, wie wir unsere Sterblichkeit, unsere Schwächen und Krankheiten und schließlich unser Sterben tragen, einen wesentlichen Bestandteil unseres Gottesdiensts ausmacht.

Am Anfang eines neuen Jahrs gab es damals in Bern eine Konferenz der Brüder, an der auch auswärtige Evangelisten teilnahmen, aber auch Oettli und ich, die wir das akademische Lehramt verwalteten, das Wort bekamen. Die Brüder beschäftigten sich gern mit dem, was sie als besondere Erweisung der göttlichen Gnade schätzten, mit der für Krankheit Heilung empfangenden Macht des Glaubens, mit der Zurüstung zur ersten Auferstehung, mit der Verklärung der natürlichen Vorgänge durch den Heiligen Geist. Hatten nicht wir, die Professoren, uns dadurch zu legitimieren, daß wir in besonderem Maß in die Tiefe der göttlichen Geheimnisse hineinschauten? Ich empfand diesen Gedanken als Verlockung zur Verderbnis des Evangeliums durch hoffärtige Erkenntnis und nahm, als mir das Wort zugeteilt war, Psalm 1: „Wohl dem, der nicht wandelt im Rat der Gottlosen, sondern Lust hat am Gesetz des Herrn." Diese Versammlung hat mir viel Freude bereitet, weil ich damals empfand, wie unerschöpflich die einfachen Worte der Bibel sind, und wie kindisch wir uns benehmen, wenn wir an dem, was in unserem Sehfeld steht, vorbeischauen, weil es uns klein und alltäglich scheint, als ob wir uns mit dem bereichern könnten, was jenseits unseres Berufs und unserer Wahrnehmung liegt. „Sich nicht vom Gottlosen beraten lassen, sondern am Gesetz des Herrn Lust haben", — war denn das der Besitz unserer Christenheit? Zeigt uns nicht auch dieses Wort ein hoch über uns stehendes Ziel?

Als ich mich zum Weggang aus Bern rüstete, kam Hilty[1]) zu mir und sagte, es befremde ihn, daß ich Matth. 10, 5: „Geht nicht auf

[1]) Der Verfasser der Bücher über das „Glück". Er war Jurist und auch an der politischen Leitung des Volks beteiligt.

die Straße der Heiden", nicht beachtet habe; darin liege die tiefe Wahrheit, daß der heimatliche Boden eine Bedingung für unsere Arbeit sei. Ich lehnte mich damals gegen diese Deutung von Matth. 10, 5 heftig auf. Betrat ich denn mit dem Übergang in die deutsche Arbeit „die Straße der Heiden"? In der Tat war Hiltys Auslegung der Stelle falsch. Jesus band die Jünger nicht an die Heimat und erwartete den Erfolg ihrer Arbeit nicht von der völkischen Gemeinsamkeit, die uns mühelos das einträchtige Empfinden, Denken und Handeln gewährt. Diese war ja gerade das unüberwindliche Hemmnis, das der Wirksamkeit der Jünger widerstand. Aus dem festen Verband, der der Judenschaft nur einen einzigen, nur den gemeinsamen Willen zuließ, entstand Jesu Kreuz und die Vergeblichkeit der apostolischen Arbeit in Jerusalem. Als Jesus seine Jünger für die Judenschaft verpflichtete, war sein Blick auf Gottes Wort und Werk gerichtet; dadurch heiligte er die göttliche Verheißung, die Israel gegeben war. Die Trennung zwischen Israel und den Völkern entstand nicht durch die Verschiedenheit der Rasse und Kultur, sondern durch Gottes Berufung, die Israel zu dem ihm geheiligten Volk gemacht hatte. Eine solche Trennung bestand zwischen Bern und Preußen nicht.

War aber Hiltys Urteil nicht doch in beschränkter Fassung richtig? Ich bekannte mich ja entschlossen zu dem Satze, daß uns auch die natürlichen Beziehungen Gottes Wirken vermitteln. War ich nicht Schweizer nach Gottes Willen und daher meinem Volk mit meinem ganzen Leben verpflichtet? Ich war aber nicht nur Glied meines Volks, sondern auch Glied der Kirche, und es gibt zwischen uns nicht nur die von der Natur hergestellte Gemeinsamkeit, sondern auch Gemeinschaft des Glaubens. Sind für die Kirche die staatlichen Schranken unübersteigbar? Ich verneinte dies damals mit rascher Entschlossenheit. Später aber, als der Druck der Fremde auf mir lag und mich lehrte, was „Heimweh" sei, kam Hiltys Spruch oft wieder zu mir.

Ich konnte seinem Zitat nicht einen anderen Bibelspruch entgegenstellen und mein Verhalten nicht unter eine Pflichtformel stellen, so daß ich sagen könnte, eine göttliche Weisung habe mich in die deutsche Arbeit geführt. Meine Entschließung war meine eigene Wahl, und dies hat sich wiederholt, als ich zwischen Berlin und Tübingen die Entscheidung zu treffen hatte. Dagegen entstand mir bei meinem Eintritt in die wissenschaftliche Arbeit aus den Ereignissen[1]) der Eindruck, die Wahl sei mir entzogen und Folgsamkeit meine Pflicht, und ebenso nahmen die Verhandlungen beim Übergang nach Berlin eine solche Wendung, daß ich nach meinem Urteil nicht mehr ausweichen durfte. Nach Deutschland rief mich dagegen keine Pflicht, und ebensowenig war ich den Schwaben verpflichtet, die mich baten, nach Tübingen zu kommen. Zeigt sich darin ein Mangel der Schrift, wenn wir in solchen Lagen selbst wählen müssen? Nein! Die Beschränkung unseres Lebens auf die Erfüllung unserer Pflichten stammt nicht aus der Schrift; denn sie beschreibt uns Gott als den, der uns die Liebe gibt, und diese hat die Vollmacht zur eigenen Wahl, mit der wir über die uns gewährten Arbeitsmittel so verfügen, wie es dem Begehren unserer Liebe entspricht. Wir mögen es mit Recht als eine Wohltat empfinden, wenn uns die eigene Wahl erspart wird und unser Handeln einfach einen deutlichen Befehl auszuführen hat. Das legt Ruhe in unser Handeln und versieht uns mit einer kräftigen Gewißheit. Wir dürfen uns aber nicht weigern, auch als die Gebenden zu handeln, die Gott ungezwungen ohne Nötigung durch ein Gebot das wiedergeben, was er uns gegeben hat, und den Menschen als frei sie begabend unseren Dienst anbieten. Daraus, daß wir uns das verdunkeln, entstehen viele Unschlüssigkeit und viele verkehrten Urteile über Gottes Willen.

[1]) Ich habe sie im Bericht über das Werden meiner Theologie, der in den „Beiträgen zur Förderung christlicher Theologie" XXV, 1, steht, beschrieben.

Wir handeln bei einer freien Wahl im Glauben, daß auch sie von der göttlichen Regierung umfaßt wird. Das wird aber nicht schon im Augenblick der Wahl, sondern erst in ihrem Ausgang sichtbar. Jetzt am Ende meiner Arbeit stellen sich mir die Ereignisse als ein einheitlicher Gang auf einem mir bereiteten Weg dar. Daß mich der Vater nicht in seine Gemeinde führte, sondern auf die Universität und in das Pfarramt schickte, daß ich vom Pfarramt an die Universität hinübergeholt wurde, daß ich den schweizerischen Dienst mit dem deutschen vertauschte und schließlich nach Tübingen gelangte, das war die Weise, wie mir die Gelegenheit zu meiner Lehrarbeit bereitet wurde, die zu vollbringen mein Anteil am Dienst Gottes gewesen ist.

Bis die Vorlesungen in Greifswald begannen, waren mir einige stille Wochen beschert, in denen ich meine „Einleitung in die Bibel" schrieb. Sie hat einige Freunde in Bern betrübt; denn sie führten ihren mannhaften Kampf gegen ihren Staat und ihre Kirche um der Schrift willen, die sie nach der kirchlichen Überlieferung von der Bewegung der Geschichte gänzlich schieden. Ich dagegen sah an der Bibel, daß Gott sie uns durch die von ihm gewirkte Geschichte gegeben hat, und hielt die Aufmerksamkeit auf diese Geschichte für notwendig, damit wir die Bibel richtig deuten und richtig gebrauchen. Es kam daher, als ich im Frühling 1890 die Freunde in Bern wieder besuchte, zu einer Versammlung, in der ich über die Bibel sprechen sollte. Ich stand nicht ohne Sorge vor den Freunden; denn ich wußte schon durch meinen Verkehr mit dem Vater, wie tief die Erschütterungen gehen, durch die die Kirche hindurch muß, weil sie ihre Urteile über die Schrift zu erneuern hat. Auf beiden Seiten waren die Unterschiede, die uns trennten, mit unserem letzten religiösen Besitz verwachsen, und wenn der Streit in die Nerven unseres Glaubens hineinschneidet, bekommt er leicht Leidenschaftlichkeit. Da trat 2. Korr. 11, 3: „Zu Christus hingewandte Einfalt" vor mich und gab dem Auge die feste, nicht hin- und herschwankende Haltung. Ich hatte nicht mich zu ver-

teidigen, nicht „die Wissenschaft" zu verherrlichen, ebensowenig die Freunde zu fürchten oder die alte Lehre zu schelten. Ich hatte allein auf Christus zu sehen und tat dies jetzt dadurch, daß ich Gottes Werk, das uns die Bibel gab, so beschrieb, wie sie es mir zeigte. Ich weiß nicht, was mein Wort den Anwesenden damals zu geben vermochte; mir aber brachte jene Versammlung einen unverlierbaren Gewinn, Befreiung von den Menschen, Richtung des Blicks auf Christus allein.

Aus dem bayerischen Militärlazarett in Germersheim kam ich wund heim, nicht nur, weil ich die Leiche meines Sohns mit mir nahm, sondern auch weil mir im Anblick dieses Massensterbens ein „Geruch des Todes" in die Seele drang, von dem ich lange nicht frei wurde. Da wurde mir an einem stillen Sonntagmorgen das Wort Jesu lebendig: „Lazarus, unser Freund, schläft", Joh. 11, 11, dasselbe Wort, das schon Ungezählte aus dem Schatten des Todes zum Leben herausgeführt hat.

Unsere Hoffnung muß aber größer sein und darf nicht nur auf unseren eigenen Anteil am Leben schauen; sonst bleibt sie nicht in der Bahn Jesu. Wenn ich aber auf die gesamte Kirche und die Menschheit schaue, dann beherrscht Luk. 18, 2—8 meine Gedanken, jenes Gleichnis Jesu, durch das er seine Gemeinde mit einer von Gewalt bedrohten und schutzlosen Witwe verglichen hat. Ich hatte in einer Versammlung des Eisenacher Bundes über die Zeichen der neuen Offenbarung Jesu zu sprechen. Wo sah ich ihre Zeichen? Zu den politisierenden Propheten, die ihre Hoffnung auf kleine, sie eben jetzt aufregende Ereignisse der Zeitgeschichte gründen, gehörte ich nicht. Jesus hat aber seinen Jüngern gesagt, daß aus ihrer Ohnmacht, die ihr Wirken unmöglich macht und ihre Hoffnung widerlegt, die Bitte entstehen werde, die nach seiner neuen Offenbarung begehrt, und daß der Vater diese Bitte erhöre. Die Ohnmacht der Christenheit war mir sichtbar. War nicht mein ganzer Anteil an der Kirche ein Kampf geblieben? Blieb es nicht auch mein eigener Christenstand? Die Ohn-

macht ist uns aber dazu gegeben, damit aus ihr die Bitte werde, die nach der Herrlichkeit Jesu verlangt. Wem Jesu Wort dies sagt, den stellt es zu den Hoffenden.

Der Gast am Tisch Jesu

Während die Schrift das inwendige Band ist, das uns mit Jesus und miteinander zur Kirche vereint, wird die Kirche dadurch sichtbar, daß sie sich am Tisch Jesu versammelt.

Bei meinem ersten Abendmahl[1]) war ich jedenfalls noch stark mit mir selbst beschäftigt. Im Anschluß an die Konfirmation mit ihrem Bekenntnis und ihrer Verpflichtung bewegte ich unruhig die Frage in mir, ob ich wohl den Christenstand finden und behalten werde. Das entsprach auch der kirchlichen Anweisung, die die Vorbereitung zum Mahl als die Prüfung unseres Verhaltens und das Gericht über unseren Willen beschrieb. Das stellt jeden zu denen, die „sich abmühen und belastet sind", Matth. 11, 28, und ich gehörte somit auch zu der Schar derer, an die sich Jesus mit seiner Einladung wandte, obgleich ich damals das Ohr für sein Versprechen noch nicht hatte, daß er uns statt der Last, mit der wir selbst uns beladen, sein Joch geben will.

Zum Dienst, den ich der verwirrten Neumünstergemeinde zu leisten hatte, gehörte auch, daß ihr wieder ein Abendmahl bereitet wurde, bei dem wir uns ohne Verhüllungen zum Werk Jesu bekannten. Ich brauchte dazu nach der zürcherischen Kirchenordnung das Apostolische Bekenntnis. Nach der alten Sitte standen die beiden Geistlichen hinter dem Abendmahlstisch und um ihn herum die Kirchenvorsteher. Die Geistlichen sprachen die Sätze des Bekenntnisses abwechselnd, worauf sie das Brot und die Kirchenvorsteher die Becher zu den Versam-

[1]) In meiner Heimat wurden wir mit dem vollendeten sechzehnten Jahr konfirmiert.

melten trugen. Mein Amtsbruder erklärte mir aber, es sei ihm unmöglich, gemeinsam mit mir das alte Bekenntnis zu sprechen, und ich stimmte ihm zu, daß diese sinnbildliche Darstellung der Einheit, die die Kirche im selben Glauben verbindet, unserer Lage widerspreche, und sprach von nun an das Bekenntnis allein. War damit die Herrlichkeit des Abendmahls verdunkelt oder kam sie nicht vielmehr eben jetzt besonders deutlich ans Licht? Der tiefe Gegensatz, der uns trennte, war sichtbar. Jedermann in der Versammlung hatte vor Augen, daß uns zur Einheit noch vieles fehle. Wer einigte uns, nachdem unser Bekenntnis uns nicht mehr einigte? Dazu gab das Abendmahl die Antwort. Der, der uns einigt, ist der Herr, er allein. Er macht aus der zerrissenen Menschheit die geeinigte Gemeinde Gottes und ist deshalb unser Friede, weil wir verfeindet sind.

In meiner bäuerlichen Gemeinde kamen nun an den Festtagen meine Bauern in langer Reihe zu mir heran. Einst brachte uns die Polizei einen bei uns Heimatberechtigten samt seinem Weiblein. Sie verfertigten aus buntem Papier Windrädchen und wanderten ruhelos herum, um sie zu verkaufen. In Paris waren sie aufgegriffen und von dort in ihre Heimatgemeinde zurückgeschickt worden, die sie nun für einige Zeit unterhalten mußte, aber rasch genug wieder in ihr Elend hinausschickte. Als ich das Abendmahl hielt, kam zu meinem Schrecken auch dieser Mann als der Letzte im Zug der Männer in wohlerwogenem Abstand von seinem Vordermann. Zuerst durchzuckte mich der Gedanke: Gib es ihm nicht, weise ihn weg! Aber gleich darauf schämte ich mich. Als ehrlos wurde er von jedermann behandelt; sollte nun auch ich ihn am Tisch Jesu entehren? Wurzellos, heimatlos watete er durch nie endenden Schmutz. Gab es keinen, der ihn zu seinem Tisch lud? Jesus tat es. Wies ich ihn weg, — wer durfte dann kommen? Durfte ich es? Ich weiß nicht, was mein seltsamer Abendmahlsgast gedacht hat. Wenn es aber auch nur das eine war: „Hier beim Abendmahl dürft ihr mich nicht wegjagen; hier darf ich mich neben

euch stellen", so hat er evangelischer gedacht als ich. Zugleich faßte mich aber bei diesem Vorgang die Not, die aus unserem Abendmahl entsteht. Sie besteht darin, daß wir das Wort und das Sakrament voneinander trennen. Das Abendmahl gab ich ihm; das war richtig; das Wort Jesu konnte ich ihm nicht geben; das war meine Schwäche und meine Schuld.

Auch in Keßwil verband ich mit dem Abendmahl das Apostolische Bekenntnis. In der Dorfschaft war aber der Wunsch vorhanden, daß ich ihr das Abendmahl gebe, ohne dabei das alte Bekenntnis zu sprechen. Ich entschloß mich, mich diesem Wunsch zu fügen, wollte aber die Feier nicht stillschweigend ändern, da der Schein nicht entstehen durfte, daß ich mich selbst vom Bekenntnis entferne oder daß die Gemeinde willkürlich über das Abendmahl verfügen könne oder daß ich Drohungen fürchte und für den Frieden mit ihr jeden Preis bezahle. Es mußten auch die, die zum „alten Glauben" hielten, zum freien, willigen Verzicht auf die alte Abendmahlsfeier angeleitet werden. Ich suchte ein Schriftwort, das mir und der Gemeinde die Regel, nach der wir in dieser Lage zu handeln hatten, kraftvoll zeigte, und fand es in 1. Kor. 8, 9—13. Ich beugte mich, wenn ich das Apostolikum sprach, nicht widerwillig unter den Zwang eines Gesetzes, gegen das ich mich sträubte, und sprach es auch nicht als Signal zum Kampf, um damit die Fahne einer Partei zu entrollen. In der Gemeinde gab es aber solche, die dabei an „Orthodoxie" und gesetzlichen Zwang und an die hoffärtige Verachtung der Liberalen durch die Frommen dachten. Ich sprach es, weil wir uns am Tisch Jesu zu ihm nicht nur durch die stumme Handlung bekennen sollen. Die dagegen, die sich gegen das Bekenntnis auflehnten, wußten bei den meisten Worten desselben nicht, was sie bedeuteten. Ich sprach es, weil wir uns am Tisch Jesu mit der ganzen Christenheit verbinden und ihr Bekenntnis bekennen, nicht bloß unser eigenes, weshalb ich gern dasjenige Bekenntnis brauchte, das schon in den ersten Geschlechtern der Christenheit die

gesprochen haben, die die Taufe begehrten. Der Blick meiner Bauern reichte dagegen nicht über ihre gegenwärtigen Verhältnisse hinaus. Somit standen wir nebeneinander als die Starken und die Schwachen. Keiner von uns, weder ich noch die Gemeinde, hatte über das Abendmahl Macht, weil es in dem, was Jesus getan hat, seinen Grund hat und für uns in dem Maß heilsam wird, als uns die Gnade Jesu berührt. Welche Worte ich sprechen mochte, das Abendmahl blieb dasselbe und Jesu Botschaft dieselbe. Nicht derselbe war dagegen unser innerer Besitz. Was hat nun nach der Anweisung des Paulus, nach der Regel der Liebe, die das Gesetz Christi ist, der zu tun, der die Erkenntnis und den reichen Glauben hat? Er schützt den Schwachen vor Versündigung. Wir feiern das Abendmahl nicht dazu, um uns gegen das Bekenntnis aufzulehnen und uns aneinander zu ärgern, sondern um unseren Blick auf Jesu Werk zu richten und uns miteinander zu verbinden, so gut, als wir es können. Ich war dem Apostel für die herrliche Klarheit herzlich dankbar, mit der er von der Liebesregel gerade dann, wenn sie zur Nachgiebigkeit und Verhüllung der eigenen Überzeugung führt, den Schein der Schwächlichkeit, des Wankelmuts und der Furchtsamkeit ferngehalten hat. Habe ich sie richtig angewandt? Darüber steht das Urteil nicht mir zu, sondern dem, der allein Richter ist.

Vom Beginn des Jahres 1880 an wurde mein Vater, der fünfundsiebzigjährig geworden war, für die Arbeit im Laden zu schwach. Da ich im April desselben Jahres mein Pfarramt niederlegte, um nach Bern an die theologische Fakultät zu gehen, hielten wir vor meiner Abreise im häuslichen Kreise noch das Abendmahl. Vielleicht gibt es lutherische Kollegen — ich bin ja gegenwärtig auch Geistlicher einer lutherischen Kirche —, die entrüstet einwenden: „Du bist ein Übertreter der Augustana; du gabst einem Wiedergetauften das Abendmahl!" Ich würde ihnen antworten: „Ihr kennt das Werk und den Willen Jesu nicht. Ich hätte gesündigt, wenn ich dem Vater die

Abendmahlsgemeinschaft aufgesagt hätte." Wir standen damals noch vor einer ganz anderen Trennung, nicht nur vor der, die die Verschiedenheit unserer religiösen Gedanken aufrichtete. Der Vater ging den Weg zum Grab, ich den Weg in eine mir unübersehbare Arbeit. Was einte uns? Der Tisch Jesu, der Blick auf den, der so starb, daß er das Leben schuf, der Blick auf den, der das Werk Gottes wirkte, indem er das Kreuz ergriff.

Zum Neuen, was mir Greifswald brachte, gehörte auch die preußische Liturgie, die in Greifswald so gehalten wurde, daß wir an jedem Sonntag zur Abendmahlsfeier beisammenblieben. Der beständige Anblick der Feier hat sie für mein Empfinden nicht geschädigt und hat den zentralen Satz des Evangeliums in jeden Gottesdienst kraftvoll hineingepflanzt. Das aber war deutlich, daß die Kraft der Liturgie, die Gemeinde zu bewegen, ganz ähnlich wie bei der Predigt durch das Verhalten des Geistlichen mitbestimmt war. Nach der Greifswalder Sitte hielt der erste Geistliche die Predigt, der zweite die Liturgie. Wenn aber irgendein Anlaß erlaubte, diese Sitte zu beseitigen, so daß Cremer vor der Gemeinde betete, dann wurde die Liturgie lebendig, und dann wurde auch die nur zuschauende Anwesenheit beim Abendmahl ein fruchtbarer Teil des Gottesdienstes. Normal war es freilich nicht, daß wir in der Regel nur zuschauten. Warum konnte ich mich nicht sonntäglich am Mahl Jesu beteiligen, wie es der Vater in seiner Gemeinde tat? Daran hinderten die Schranken, mit denen die Kirche ihre Feier umgeben hat. Wir sollten nicht nur zur Beichte, sondern auch zum Tisch Jesu dazu gehen, um dort die Vergebung unserer Sünden zu empfangen. Nun ist der Anblick unserer Schuld und Not ein nie zu entbehrender Teil unseres menschlichen, irdischen Lebens. Wir dürfen nicht vergessen, was wir vor Gott sind, daß wir aus der Ferne zu ihm umkehren und unser Recht vor ihm darin besteht, daß wir von der Schuld freigesprochen sind, und da wir dies nicht vergessen können, bedarf unser Glaube, der das Wort von der Ver-

gebung erfaßt, immer wiederholter Begründung, immer neuer Hilfe. Aber die nie versagende, uns immer bewegende Spannkraft hat nicht der negative Satz, der uns mit dem beschäftigt, was uns von Gott trennt, sondern der positive Inhalt der Botschaft Jesu. Gottes Gerechtigkeit preisen, die Gemeinschaft mit Jesus begehren, aus Gottes Liebe unsere Liebe empfangen, das sind die Vorgänge, zu denen wir an jedem Sonntag bereit sein können. Nicht das, was vor dem Kreuz steht, unsere Schuld, sondern das, was durch das Kreuz entstanden ist, unsere Versöhntheit mit Gott, gibt uns den in Ewigkeit nicht endenden Gottesdienst.

Am Ostertag 1891 saßen wir fünf Freunde, die wir damals durch Palästina wanderten, in unserem Zelt bei Tiberias, nicht weit vom Ufer des Sees entfernt. Als ich am Morgen aus dem Zelt herausgetreten war, ging eben die Sonne über Hippos auf, und der See funkelte im Morgenlicht. Ich dachte an jenen Morgen, an dem der Auferstandene etwas nördlicher von dem Punkt, an dem ich stand, sich seinen Jüngern gezeigt und ihnen das Mahl bereitet hat. Nun wollten auch wir Freunde miteinander das Mahl Jesu halten. Unser Dom war unser Zelt und einen Liturgen hatten wir nicht, da die Freunde das Wort mir übergeben hatten. Aber der Ostertag am Ufer des Sees von Tiberias legte auf die Feier einen besonderen Glanz. Wir gedachten an ihn, der in die Zeit eingegangen ist, damit er jeden Tag bei uns sei, an ihn, der hier am See seine Arbeit tat, damit er Gottes herrliche Gnade der Menschheit bringe, der hier in völligem Gehorsam seinen Blick auf das Kreuz gerichtet hat, damit wir, die wir das menschliche Los tragen, Gott loben könnten und ihm mit dem Becher, der uns am Blut Jesu Anteil gibt, dankſagten, an ihn, der sich hier den Seinen als den Lebenden erwies, damit uns das Gedächtnis seines Todes zum Leben rüste. Ich sprach damals keine Beichte. Am Karfreitag waren wir vom Dschennin nach Jezreel geritten, wo Isabels Leib von den Hunden gefressen wurde, über den

Gilboa, wo Saul fiel, nach Sunem, wo Elisa mit Gott um das Leben des Knaben rang, nach Nain, wo Jesus vor dem Tode nicht erschrak, um in Endor zu lagern, wo Saul verzweifelt und leidenschaftlich an die Tore der Todeswelt pochte. War das nicht Beichte? Hatten wir nicht bedacht, was Schuld und Not des Menschen ist? Am Samstag ritten wir von Endor zum See hinunter durch ein verödetes Stück von Galiläa an den Namen der Dörfer vorbei, die zur Zeit Jesu dicht bevölkert waren und in deren Synagogen er gesprochen hat. War das nicht Beichte? Wir sind auch in unserer Beichte in der Regel klein und eng und denken nur an unseren eigenen Schmutz und unsere eigenen Niederträchtigkeiten. Aber das Urteil, dessen Verwandlung in Rechtfertigung wir am Tisch Jesu feiern, liegt auf allem, was in der menschlichen Geschichte entsteht.

In Tübingen waren uns für die Predigt keine Hemmungen mehr aufgelegt, die uns gehindert hätten, das Evangelium zu sagen. Dagegen war die Verkürzung des Abendmahls zur Spendung der Vergebung noch im Gang und die Leitung der Kirche verteidigte den überlieferten Bestand. Da sich der Besuch der Beichte am Samstag mit unserer heutigen Arbeitsweise nicht mehr vertrug, war Aussicht da, daß sich das Abendmahl von der Beichte löse. Die Kirchenleitung ordnete aber an, daß wir nicht mehr vor, wohl aber während des Abendmahls die Beichte zu halten hätten. Aber es gab doch je und je Gelegenheiten, an denen wir trübe kirchengeschichtliche Erinnerungen vom Mahl Jesu fernhalten konnten, z. B. damals, als ich im Monbachtal unter einer Tanne stand und eine jugendliche Schar zu mir trat, um die Gabe Jesu zu empfangen. Vielleicht haben unter jener Schar einige für ihr ganzes Leben begriffen, daß der Becher Jesu der Becher der Danksagung ist, mit der wir Gott preisen.

Der Schüler und der Lehrer

Ich sehe sie noch alle vor mir, meine Lehrer, sogar die beiden Fräulein, zu denen ich als Fünfjähriger in die Kleinkinderschule ging, und das Fräulein, das Sonntagsschule hielt, dann Jahr um Jahr alle meine Lehrer, bis hinab zu den beiden Turnlehrern, deren pädagogische Ungeschicklichkeit es mir leicht machte, mich an ihnen vorbeizudrücken, und zum Musiklehrer, der jedesmal, wenn ich den Mund auftat, pünktlich schrie: „Es singt jemand falsch", worauf ich sofort schwieg, bis zum Zeichenlehrer des Gymnasiums, der mich einmal, als er neben meiner schlimm mißhandelten Zeichnung saß, mit der Erklärung überraschte: „Ich weiß, du hältst mich nicht für fromm; weißt du auch, was fromm bedeutet?", und, als ich keine Definition für dieses Wort bei der Hand hatte, mir erläuterte, wann man ein Pferd „fromm" nenne. Ebenso habe ich alle Universitätslehrer noch vor mir, in deren Hörsaal ich geraten bin. Nicht viel von dem, was sie sagten, steht deutlich in meiner Erinnerung; unauslöschlich aber trage ich ihr Bild in mir, das mir zeigt, was die gewesen sind, die mich lehrten. Einst überraschte Albert Sozin seine beiden Zuhörer mit der Erklärung, er werde uns während des Winters seine vulgär-arabische Grammatik vortragen, da wir sie sonst nirgends hören könnten. Was er uns damals vortrug, davon weiß ich wenig mehr. Aber ein Bild von Sozin, das nicht nur sein Wissen, sondern auch seinen inwendigen Lebensstand widerspiegelt, besitze ich, und das gilt noch mehr von denjenigen Lehrern, die über Bedeutsameres sprachen als über den Unterschied, der zwischen dem gesprochenen und dem literarischen Arabisch besteht.

Es war nicht nur bei mir so, daß jede der seltenen persönlichen Berührungen mit meinen Lehrern mit mächtiger Stoßkraft ein unvergängliches Erlebnis schuf. Wenn die, die zu mir als Schüler kamen, eine Kopie von mir auf ihre Bühne stellten, so war keine Deutung nötig, damit sie erkannt werde. Wäre aber dem Darsteller die Auf-

gabe gestellt worden, meine Theologie zu reproduzieren, so wäre sie sicher von ihm mit geringerem Erfolg gelöst worden.

Diese Beobachtung zog mich vom rationalistischen Betrieb der Schule weg. Dieser prüfte bei der Erteilung des Lehramts nur die intellektuelle Fähigkeit des Mannes und behandelte das, was er selber war, als gleichgültig für den Schulbetrieb, obgleich das Kind von dem ihm mitgeteilten Wissen wenig, dagegen von dem, was der Mann war, einen unvergänglichen Eindruck behält. Sogar auf der höchsten Stufe des Lehramts, bei der Mitgliedschaft in der Hochschule, sogar beim theologischen Lehramt, verdrängte die Frage nach dem Umfang des Wissens jede andere Erwägung; höchstens wurde noch nach der sogenannten „Lehrbegabung" gefragt. Ein anderes Verfahren fand innerhalb meiner Erfahrung nur bei meinem Übergang in die wissenschaftliche Arbeit statt. In Bern, wo ich neben der Lehrarbeit als Privatdozent noch Religionsunterricht in den christlichen Schulen zu geben hatte, bezog sich sowohl die persönliche Begegnung mit dem Direktor des freien Gymnasiums, Theodor von Lerber, als die Verhandlung in dem größeren Kreis, der über meine Berufung entschied, ernst und offen auf die Art und die Schranken meines christlichen Besitzes, und auch in Berlin, als wir uns über meinen Übergang in die deutsche Arbeit berieten, kamen in der Unterredung mit dem Minister Goßler letzte Gründe und Ziele meiner Theologie zur Sprache. Ich heiße dies nicht eine unbefugte Einmischung in mein inneres Leben oder eine Beschränkung meiner Freiheit. Jedem, dem ein Lehramt übergeben wird, wird damit ein Vertrauen erwiesen, das sich nur auf das gründen kann, was Jesus „den guten Schatz des Herzens" nennt.

Das Gymnasium[1]) führte mich zu Franz Misteli, einem jungen Phi-

[1]) Der Aufbau der St. Gallischen Schulen war damals so: 4 Jahre Elementarschule, 2 Jahre Realschule, 7 Jahre Gymnasium. Ich war aber drei Jahre in der Realschule (zuletzt mit Latein) und trat in die zweite Klasse des Gymnasiums ein. Ich war somit vom Frühling 1865 bis Frühling 1871 Gymnasiast.

logen, der in den ersten beiden Klassen das Lateinische lehrte, aber auch in den folgenden vier Jahren mein Griechisch leitete, da er regelmäßig am Sonntag von 11—12 einen Griechen mit mir las. So kam es, daß der erste griechische Text, den ich entzifferte, Hesiods „Werke und Tage" gewesen sind. Im Verkehr mit Misteli kam ich mit einer anderen Ethik in Berührung als mit der, die das Elternhaus besaß, dem die Liebesregel Jesu die Gemeinschaft gab, aber auch mit einer anderen als der, die sonst in der Schule die Geltung hatte. Sonst war an den Lehrern nur die eudämonistische Pflege des eigenen Wohls sichtbar, wodurch aus dem Lehramt ein Geschäft wurde, dessen letztes Ziel der Empfang des Lohns zur Erhaltung des Lebens war. Über diese Stufe des Lehrens erhob sich die selbstlose Freigebigkeit, mit der mir Misteli seine Zeit und sein Wissen schenkte, weit. Eine starke Liebe lebte in ihm, die der Wissenschaft galt, und der Gegenstand, auf den sein nach Wissen begehrender Wille gerichtet war, war die Sprache. In seiner Bildungszeit, dem Anfang der sechziger Jahre, war der Zusammenhang der indogermanischen Sprachen miteinander schon klar erfaßt und damit ein unabsehbares Gebiet zu neuer Forschung aufgeschlossen, der Misteli eine starke Liebe widmete. Durch ihre physische Seite nötigt die Sprache den, der sie erforscht, zur exakten Beobachtung, und gleichzeitig bringt uns die Sprache, da sie das inwendige Erlebnis des Menschen kundtut, die Berührung mit dem Tiefsten, was in der menschlichen Geschichte entsteht. Daher trat, weil ein Sprachforscher mich Lateinisch lehrte, das Wesen und Gesetz der wissenschaftlichen Arbeit in mein Sehfeld hinein, und der Ernst, mit dem Misteli den wissenschaftlichen Willen besaß und in mir erweckte, führte zur persönlichen Gemeinschaft zwischen ihm und mir. Dem Forscher war der willige Schüler wert. Eine Zeitlang kam ihm auch der Gedanke, daß er mich in sein eigenes Arbeitsgebiet einführen könnte. Aber auch, als ich sein Anerbieten, mich zum Sprachforscher auszubilden, abgelehnt hatte und Theologe wurde, zerriß er seine Gemeinschaft mit mir nicht.

Da uns Misteli nicht nur am Laut der Sprache die Gesetzmäßigkeit zeigte, die die Sprache mit Naturprozessen vergleichbar macht, sondern uns auch mit dem Inhalt der von uns gelesenen Schriftstücke beschäftigte, übte Cäsars Darstellung der gallischen Kriege auf mich eine große Wirkung aus. Sie ist in ihrem trockenen Diplomatenstil zunächst nicht sehr geeignet, Knaben zu fesseln; unter Mistelis Anleitung wurde uns aber das von Cäsar Berichtete nach seinem Verlauf deutlich und nach seinem Zusammenhang verständlich. Als der Vater uns Kinder in die Natur hinausführte und uns auf die Landschaft und die Pflanzen aufmerksam machte, begann ich sehen zu lernen; als uns Misteli Cäsar deutete, kam zum Sehen das Hören und Lesen hinzu.

Was es bedeutet, ob wir lesen lernen, zeigte mir das Gymnasium durch die Öde der vier folgenden Jahre nachdrücklich. Rührte sie nicht daher, daß die Lehrer nicht lesen konnten? Hier bestand das Lesen darin, daß wir an die Stelle der fremden deutsche Worte setzten. Eine andere Berührung mit dem Text gab es nicht. Der Lehrer des Griechischen las Homer so, daß wir zuerst die deutschen Worte lieferten und er darauf noch eine lateinische Übertragung gab. Darin zeigte sich der Wechsel der Geschlechter, der zwischen dem alten und dem jungen Philologen lag. Der alte stand noch im Bann des klassischen Ideals, für das die Sprache das Mittel zu tändelnder Rhetorik war. Mir schien die Fertigkeit, Homer auch noch lateinisch zu machen, eine brotlose Kunst. Dafür las ich ihn für mich zu Hause ganz. In einer der oberen Klassen wurde eine der Advokatenreden Ciceros gelesen; der Stoff wäre einer fruchtbaren Behandlung leicht fähig gewesen, da das, was sich auf dem römischen Forum zutrug, einen Knaben wohl fesseln kann. Wenn aber die deutschen Worte eingesetzt waren, so hielt der Lehrer seine Arbeit für getan. In der letzten Klasse legte sich über die Lektüre von Tacitus bleierne Langeweile. Hatte der Lehrer Tacitus angehört, wenn er die Langeweile aus seinem Zimmer

nicht verscheuchen konnte? Dergleichen machte deutlich, daß uns eine große Gabe beschert ist, wenn wir hören und lesen lernten, und daß sie uns versagt bleibt, bis die eudämonistische Ethik, die uns in uns selbst verschließt, gesprengt ist. Wie soll ein Lehrer lesen können, wenn er in seiner Arbeit nicht mehr sieht als sein Geschäft? Das Hören ist die erste, einfachste Äußerung der Liebe, wie es die Bedingung des Glaubens ist.

Peinlich und doch wieder in ihrer Weise fruchtbar war die Tatsache, daß in allen Schulzimmern, in denen der Sprache ihr Inhalt gestohlen wurde, die Zucht rettungslos zusammenbrach.

Dem naturwissenschaftlichen Unterricht war ein beträchtlicher Raum zugewiesen, und da ich durch unsere Wanderfahrten die Pflanzenwelt der Heimat etwas kannte, wäre es denkbar gewesen, daß mich die Schule zur Naturforschung angeleitet hätte. Es fehlte aber dem Unterricht noch zu sehr die Anschauung; er blieb in großem Maß Gedächtnisübung. Daher gab die Schule auch die Anleitung zur Technik nicht, die zum Studium der Natur notwendig ist, und aus mir selbst eignete ich mir Technisches nicht an. Mein Bruder ist dagegen Naturforscher geworden und es neben seiner kaufmännischen Arbeit und neben seiner Zeit fordernden Tätigkeit für den Staat immer geblieben.

Es war seltsam, in welchem Maß die Schule damals noch die Anschauung ausschloß. Wir lasen z. B. in einer oberen Klasse Lessings Laokoon, jedoch ohne daß uns eine Abbildung der Laokoongruppe gezeigt wurde. Einst nahm mich ein älterer Gymnasiast in die Werkstatt eines Bildhauers mit, an deren Wand eine große Kohlenzeichnung der Laokoongruppe hing. Staunend stand ich vor ihr und holte mir einen nicht erlöschenden Eindruck, während sich die mit der Lektüre Lessings gefüllten Stunden mir in der Rückschau als völlige Leere darstellen.

Oft kehre ich bei meinen Erinnerungen an die Schule zu denjenigen

Vorgängen zurück, durch die mir das Wunder der in uns aufleuchtenden Erkenntnis zuteil wurde. Uns Zwölfjährigen sagte einmal unser Mathematiklehrer: „Ihr könnt den Weltraum nicht schließen; wenn ihr eine Wand in ihn hineinbaut, so ist immer hinter ihr wieder ein Raum.“ Wirklich! so war es, das Raumbild, das ich in mir trug, ließ sich nicht abschließen, sondern zeigte Unendlichkeit.

Im Gymnasium gab es Religionsunterricht durch einen Hegelianer, der sich aus dem Pfarramt in die Schule geflüchtet hatte. Deshalb waren bisher die Stunden öde geblieben; aber nun kamen wir an den griechischen Text des Paulus, und die Stunden gewannen dadurch Wert, daß sie mich mit dem griechischen Galaterbrief zusammenbrachten. Einmal ging aber die Wirkung der Stunde über das Griechischlernen hinaus, als wir bei Gal. 3, 28 standen: „Hier gibt es nicht Juden und Griechen, nicht Knechte und Freie, nicht Männliches und Weibliches.“ Sonst schüttelte mein guter Philosoph bei den Worten des Paulus verlegen seinen Kopf; gerechtfertigt werden aus dem Glauben, — was war das? Hier aber wurde er warm. Bewundernd sah er zu Paulus auf, der sich über den Drang der sinnlichen Begehrung und über die von der Geschichte befestigten Grenzen in die Freiheit erhob. Es gab somit auch für einen Hegelianer, der mit seinen Begriffen den Weltlauf umspannte, bei Paulus Dinge, die ihn zum Staunen brachten, und das, was diesen Eindruck auf ihn machte, war die Freiheit des Paulus. Sie mußte also etwas wunderbar Großes sein, und ich habe nachher einigermaßen begriffen, daß und warum sie wunderbar groß gewesen ist.

Mein philologischer Lehrer Misteli war von seiner Jugend her Katholik, innerlich aber ganz von seiner Kirche gelöst. Dennoch vermied er es mit zarter Zurückhaltung, mein religiöses Verhalten zu stören. Einmal gab er mir in der Meinung, daß der, der studieren wolle, wissen müsse, wie seine religiösen Gedanken begründet seien, eine geschickt verfaßte katholische Apologie des Christentums, die ich mit

großem Interesse las. Als ich sie ihm zurückbrachte, sagte er: „Das Buch verteidigt seinen Standpunkt gewandt; aber es fehlt dadurch, daß es auch das noch verteidigt, was sich nicht verteidigen läßt, z. B. daß Eva aus der Rippe Adams gemacht worden sei.“ Wie war es nun? Dies stand doch in der Bibel; ließ es sich verteidigen? Nein. Dann konnte ich mich aber nicht nur vor die Bibel setzen und hören, was sie sagte. Es galt aufzumerken und zu unterscheiden zwischen dem, was mein Besitz werden konnte, und dem, was ich mir nicht aneignen und nicht verteidigen durfte, weil ihm andere, seither uns gezeigte Wahrheit widersprach. Dadurch wurde aber aus dem Verständnis und dem Gebrauch der Bibel eine gewaltige, spannende Arbeit. Ich spürte: eine Bibel zu haben, das war kein müheloser Besitz.

In der Philosophiestunde war Cartesius an der Reihe, und der Lehrer bemühte sich, der störrigen Klasse jenen Beweis für das Dasein Gottes zu verdeutlichen, den wir den ontologischen nennen. Dieser beweist das Dasein Gottes dadurch, daß wir ihn, wenn wir ihn denken, notwendig als seiend denken. Als sich der Lehrer umsonst bemühte, einem Kameraden den Beweis verständlich zu machen, sagte ich: „Wenn wir ihn denken, müssen wir ihn als seiend denken; mehr ist nicht bewiesen.“ Ich habe selbständig den ontologischen Beweis in derselben Weise kritisiert, wie es Kant getan hat.

Im psychologischen Unterricht wurde nach der Hegelschen Methode von den seelischen Vorgängen bewiesen, daß sie durch eine emporsteigende Bewegung mit Notwendigkeit hervorgebracht werden. Ich sollte den vom Lehrer gewollten Beweis für die Entstehung des Heimwehs führen, empfing aber dabei die starke Empfindung: dieses Beweisverfahren ist Unsinn, und ich war für immer vom Versuch befreit, das unergründliche Geheimnis des seelischen Lebens in mein Begriffsnetz zu spannen.

Als ich 1871 im Frühling zum erstenmal auf die Universität nach

Basel fuhr, traf es sich, daß der Geistliche, von dem ich schon gesprochen habe, weil er der Seelsorger meiner Mutter war, eine Strecke weit mit mir fuhr. „Du wirst nun Philosophie studieren," sagte er; „das ist sehr interessant für den, der den Glauben noch nicht gefunden hat; dem aber, der zum Glauben gekommen ist, wird dieses Studium zum Überdruß und zur Plage." Mächtig erklang in mir: „Das ist falsch". Vermutlich ist jetzt meine Formel, in die ich diesen Widerspruch fasse, klarer als die, die ich am Schluß meiner Schulzeit zu bilden vermochte. Ich war, so würde ich jetzt sagen, von der eigensüchtigen Enge dieses Urteils verletzt, das einen Vorgang nur dann anziehend fand, wenn er mir selbst Gewinn brachte. War nicht die Philosophie ein wirksames Glied in der Geschichte unseres Volks und der gesamten Menschheit? War sie nicht deshalb der sorgfältigen Aufmerksamkeit wert, auch wenn sie mir selbst keinen Gewinn eintrug?

In Basel suchte ich meinen Verkehr in einem kleinen studentischen Kreis, in dem wir einander kleine wissenschaftliche Studien vorlegten. Da ich meinen Kameraden erzählen wollte, was bei der Begegnung Luthers mit Zwingli in Marburg geschehen war, sah ich die zürcherischen Berichte darüber an und stieß auf Luthers Wort: „Wenn mir Gott Holzäpfel zu essen befähle, so täte ich es." Da sah ich, was Glaube sei, geschlossene Einigung mit dem, was als göttlich erkannt ist, im Unterschied von den uns die Erkenntnis gewährenden Vorgängen. Damals bekam ich das Auge für das, was mit dem Glauben in uns geschieht.

Im Winter 1873/74 saß ich in Tübingen vor Beck, während er den Römerbrief besprach. Als er bei Röm. 2, 17—24 war, sprach er zuerst, wie der Text es verlangte, von der Judenschaft, wandte ihn dann aber plötzlich zur Christenheit hinüber: Du heißt dich Christ und verläßt dich auf das Evangelium und rühmst dich Gottes und lehrst die anderen, nicht aber dich selbst, und nun traf das Bußwort

des Paulus die Christenheit. Hatte Paulus nicht recht, wenn er aus dem Riß, der das Gesetz vom Verhalten, den laut verkündeten Anspruch von der Leistung trennt, die Anklage gegen die Juden machte? Und hatte nicht auch Beck recht, wenn er denselben Riß in der Christenheit sah? Widersprach nicht auch ihrem Anspruch, erlöst und gerechtfertigt zu sein, der Tatbestand ihres Lebens? Wieder fiel ein Lichtstrahl auf das von Gott uns bereitete Ziel, diesmal nicht nur so, daß in seinem Glanz ewige Höhen aufleuchteten, sondern so, daß er meinem Denken und Wollen das zeigte, was errungen werden muß. Aus dem Gedanken und dem Willen der Kirche mußte eine Einheit werden, und ihre Ethik durfte uns nicht nur Ideale und Normen zeigen, sondern mußte das aussprechen, was uns gegeben ist. Aus Becks Wiedergabe von Röm. 2 sprang aber sofort die Kritik der Reformation heraus. Von nun an verbot mir Röm. 2, reformiert oder lutherisch zu werden. Ins alte Tübingen, in dem jedermann den wahren, reinen Glauben besaß und gleichzeitig im Oberamtmannshaus ein Gewaltmensch und im Häuschen der unteren Stadt ein Dieb saß, beide jedoch unzweifelhaft rechtgläubig und lutherisch, durften wir nicht rückwärts wandern. Die Wallfahrt sowohl zu Löhe nach Neuendettelsau als zu Abraham Kuyper nach Amsterdam war mir durch denselben Grund untersagt, der es Paulus verbot, Jude zu sein.

Die Weise, wie ich in die Universität hinübergeführt wurde, zeigte klar, daß das Hauptstück meines Berufs das Lehren sei. Die jungen Berner, die sich für den Dienst in der Kirche rüsteten, brauchten Unterricht, den ihnen die damalige Fakultät nur ungenügend gab, obwohl die Sitte sie für ihre ganze Studienzeit an die bernische Anstalt band. Darum verlangte die christliche Gruppe in der Stadt nach einer Erweiterung ihres Unterrichts, und zu diesem Zweck berief sie mich. Derselbe Vorgang wiederholte sich bei den späteren Berufungen. In Greifswald hatte Cremers Lehrtätigkeit großen Um-

fang gewonnen, und er rief mich, weil er für sie einen Mitarbeiter nötig hatte, der seine Hörer in das Neue Testament einführte. Die Einrede der Konservativen gegen Harnack war an der Weise entstanden, wie er die Studierenden leitete, und die Errichtung der neuen Professur in Berlin war im Blick auf die heranwachsende Geistlichkeit geschehen. Derselbe Gedanke bewegte auch die, die in Württemberg den neuen Lehrstuhl von ihrem König erbeten hatten, der dann mir übergeben wurde. In allen meinen Stellungen war das Lehren das Hauptstück meiner Pflicht.

Lehren! wie sollte ich das machen? Eine pädagogische Theorie besaß ich nicht. Zwar hatte ich nach der Sitte, die für die Theologiestudenten gültig war, eine Geschichte der Pädagogik gehört. Ein Philosoph erzählte sie nach den Regeln der „Wissenschaft". Folgerichtig begann er an der entlegensten Stelle, nämlich in China, verweilte lange bei den Griechen, und als das achtzehnte Jahrhundert herbeikam, war das Semester zu Ende. Das half mir nicht. Ich hatte aber Beispiele, und das Beispiel gewährt uns mehr als die Theorie, für meine Gymnasiasten und Lehramtskandidaten Misteli, für meine Studenten Karl Steffensen, der uns mit feierlicher Andacht vor die Reihe der Philosophen gestellt hatte, damit wir ihr Bild empfingen, und Jakob Burckhardt, der uns mit seiner herrlichen Phantasie Vorgänge wie die Renaissance oder die napoleonische Periode vergegenwärtigt hatte.

Was ich zu lehren habe, darüber gab es kein Schwanken. Lesen sollte die zu mir kommende Jugend lernen, nicht irgendein Buch, sondern „das Buch", das Neue Testament. Um sie lesen zu lehren, besaß ich wieder nur ein einziges Mittel, das Beispiel. Ich mußte es für sie und mit ihnen lesen. Der nach innen gekehrte Vorgang am Lesen ist das Hören. Das war somit meine Amtspflicht und der von mir zu erfüllende Gottesdienst, auf Jesus und seine Boten zu hören, so zu hören, daß ihr Gedanke mein Gedanke und ihr Wort mein Wort wurde. Dann ging es auch in die Jugend hinein. War nicht die

Gewährung dieses Amts ein Grund zu nie endender Dankbarkeit? Für die Jugend da zu sein, damit sie das Neue Testament lesen lerne, das war mein Geschäft. Es war jedesmal ein verwerfliches Verhalten, wenn ich es nicht froh betrieb.

Das Hören wird gestört, wenn uns ein Gewirr von Stimmen gleichzeitig bestürmt. Stille ist die Bedingung des Hörens; es verlangt die Beschränkung des Verkehrs auf den, der jetzt zu uns spricht. Mein Lehramt an der Universität zog aber gleichzeitig meinen Blick in eine unermeßliche Weite hinaus. Die, die sich für den Dienst der Kirche rüsteten, mußten zu den Boten Jesu geführt werden, damit sie ihre Hörer werden; sie mußten aber auch in die Welt eingeführt werden, an der sie ihre Arbeit zu tun hatten, mußten die Geschichte sehen, die ihnen ihren Platz schuf, und die Kirche mit den sie bewegenden Anliegen und Gedanken kennen. Wandten wir uns nach dieser Seite, so umdrängte den Lehrenden und die Lernenden ein vielstimmiger Chor von zu uns Redenden. Aber gerade daraus entstand die dringende Notwendigkeit, nicht bloß diesen Chor zu hören, sondern mit kräftiger Wendung des Blicks und mit festem Verschluß des Ohrs gegen alles andere sich dem hinzugeben, der die Kirche schuf und durch den sie lebt.

Ich hatte auch dann kein anderes Ziel, als sich mein Lehramt über mein Schulzimmer hinaus erweiterte, weil bernische Christen mich baten, sie zu Paulus zu führen, und der Druck mein Lehramt von den örtlichen Grenzen freimachte [1]). Auch jetzt hatte ich nur das eine Ziel: lesen, das Neue Testament lesen, nicht nur andere über dasselbe reden zu hören, auch nicht nur unseren Gedanken zuzuhören, die am Neuen Testament entstehen, sondern die zu hören, deren Wort uns durch die neutestamentlichen Schriften erreicht. Damit

[1]) Aus den für die Berner gehaltenen Reden über den Römer- und den Hebräerbrief entstanden meine „Erläuterungen zum Neuen Testament".

ist uns der Weg zum Glauben gezeigt. Unser Hören führt uns zum Glauben, und daß wir hören, das ist unsere Gerechtigkeit vor Gott.

War das Wissenschaft? Wir Berner begehrten nach Wissenschaft. Wir riefen die Studierenden nicht von der Hochschule weg, schufen nicht eine eigene Anstalt für sie, ähnlich wie für die Lehrer und Lehrerinnen eigene Anstalten errichtet worden waren, sondern unser Plan war, uns an der der Hochschule aufgetragenen Arbeit als Glieder ihres Lehrkörpers zu beteiligen. Vielleicht sagte ich noch etwas eifriger als die Berner Freunde, daß nicht nur die Studierenden, sondern die gesamte Kirche Theologie, zur Wissenschaft ausgereifte Erkenntnis, bedürfe. Mir stellte es sich als eine Täuschung dar, wenn man in christlichen Kreisen meinte, sie könnten ohne Theologie bestehen und auch ohne sie ihren Dienst richtig tun. Sie wandten sich damit nur gegen eine einzelne, eben jetzt hervortretende Art von Theologie, verbargen sich aber, daß auch sie eine Theologie vertraten und von ihr lebten, nicht von der, die jetzt in den Fakultäten gelehrt wurde, sondern von derjenigen der alten Kirche oder auch von der, die sie sich selbst erwarben. Die Abweisung der einen Theologie zugunsten der anderen ist aber ein theologisches Urteil, das zerfallen muß, wenn es nicht durch wissenschaftliche Arbeit die Begründung bekommt. Ohne diese bringen uns unsere theologischen Urteile in die Gefahr, daß wir uns in den engen Kreis unserer eigenen Erfahrung einschließen, uns eine eigene Welt und eigene Kirche konstruieren und dadurch die Gemeinschaft zerreißen, durch die uns Gott die Gaben seiner Gnade gibt und für die er uns seine Erkenntnis verleiht. Allein ebendies, daß ich das Neue Testament für mich und mit der Jugend und der Kirche in der Absicht las, daß es uns sage, was es sagt, und keine fremde Stimme sich einmenge, gab meinem Lehren das Merkmal echter Wissenschaftlichkeit. Diese verlangt von uns die Entsagung, die die in uns schon befestigten Vorstellungen und die uns treibenden Begehrungen verdrängt, so daß wir

uns entschlossen unserem Gegenstand hingeben. Sie verlangt von uns die Wahrnehmung, die die Wurzel alles Denkens ist. Auch zum Urteil beruft sie uns, durch das das Empfangene zu unserem eigenen Besitz gemacht wird. Unser Urteil ist aber der zweite Vorgang, der nur dann nicht Wahn erzeugt, wenn wir zuerst das Wahrnehmen keusch und entschlossen vollzogen haben. Und nun wenden wir, wenn wir das Neue Testament lesen, unser Ohr zum inhaltsvollsten und mächtigsten Wort hin, das je gesprochen worden ist, zu dem, das uns die Verheißung gibt, hier offenbare sich uns Gott, und er zeige uns hier nicht ein einzelnes seiner Werke, sondern die Herrlichkeit seiner alles vollendenden Gnade. Hier zu hören ist Wissenschaft.

Auf den unteren Stufen des Unterrichts, wie sie mir früher das Pfarramt und jetzt der Religionsunterricht in den Schulen gewährte, hatte ich kein anderes Ziel als die Öffnung der Schrift, und auch im Unterricht der Studierenden blieb dies in allen Stadien meines Wegs mein erstes Anliegen. In allen fügte ich aber zum exegetischen auch noch dogmatischen Unterricht. In Bern beschäftigte sich meine Hauptvorlesung mit einem neutestamentlichen Buch, und dazu kam regelmäßig eine kleinere, die ein dogmatisches Thema bearbeitete. In Berlin verlangte die Lage, daß ich dem systematischen Unterricht die erste Stelle gab. Als ich aber auf den Versuch stieß, mir den neutestamentlichen Unterricht zu verkürzen, zog ich die Althoff gegebene Zusage wieder zurück und kam erst nach Berlin, als mir das Recht zu freier Bewegung im neutestamentlichen Gebiet gesichert war. Dazu bewogen mich nicht nur wissenschaftliche Liebhabereien, die auf einzelne Ziele der Forschung gerichtet waren, sondern die Erwägung, daß die Beseitigung der Hindernisse, die uns vom Neuen Testament trennen, die erste Bedingung für die fruchtbare Arbeit in der Kirche sei. Bei meiner Berufung nach Tübingen dachten die Bittsteller zunächst an die Belebung des praktischen Unterrichts, und dieser Wunsch berührte in der Tat eine Aufgabe, die von den Fakultäten nur un-

vollkommen gelöst wird. Ich blieb aber auch jetzt bei meinem Satz, daß im Blick auf die gesamte Lage der Kirche und auf das, was die Studierenden bedürfen, der Auslegung des Neuen Testaments die erste Stelle gebühre, weshalb die neue Professur den Titel „neutestamentlich" bekam, doch so, daß mir auch das Recht zu dogmatischem Unterricht gesichert blieb. Dabei trat die Erwägung ganz zurück, ob ich die beiden Arbeitsfelder zugleich zu bestellen vermöge. Meine Lehrtätigkeit bekam ihren Umfang lediglich durch das, was ich das Bedürfnis der Studierenden und der Kirche hieß.

Wir üben am teuren Schatz der Kirche, an der Schrift, die Treue nicht dadurch, daß wir sie nur wiederholen, sondern wir müssen den Blick auch auf unseren eigenen Zustand richten, in den uns unsere Geschichte versetzt hat. Denn aus der uns gegebenen Lage entsteht unsere Pflicht. Darum besteht unsere Ausrüstung zum Dienste Gottes darin, daß wir aus dem Verständnis der Schrift auch das Verständnis für unsere Gegenwart gewinnen, das uns zeigt, wie Gottes Werk jetzt an uns und durch uns geschieht. Dies der Kirche erkennbar zu machen, damit sie die sie einigende Erkenntnis und Liebe empfange, ist der Beruf des Dogmatikers. Hätte ich diesen versäumt, so hätte ich aus dem Wort Jesu nur eine Erinnerung an Vergangenes gemacht, die vom eigenen Leben abgeschieden und unfruchtbar bleibt, oder ich hätte es, wenn es dennoch meinen Willen erfaßt hätte, in ein Gesetz verwandelt, das mich nur von außen bewegt hätte.

Da wir in meinem Hörsaal miteinander das Neue Testament lasen, konnte in ihm keine „Schule" entstehen. Ich zeigte den Jungen, die zu mir wanderten, wie ich mit dem Text verkehrte, machte mich für sie zum Vorbild und lieh ihnen meine Augen, damit sie sehen lernten. Dieses Ziel war aber etwas völlig anderes als die Übertragung meiner Gedanken auf sie mit dem Anspruch, daß sie sich diese einprägen und wiederholen sollten. Darum lag mir alles an der Fruchtbarkeit der jetzt uns gemeinsam geschenkten Stunde, und ich sprach deshalb frei.

Ich handelte im Hörsaal, indem ich selbst meinen Text las, mit dem Willen, daß auch meine Hörer handelten und die Wahrnehmung des vom Text ihnen Gezeigten vollzögen. Das wich von der alten Tübinger Methode ab, der ich auch mich einst, als ich dort studierte, unterzogen habe; denn ich diktierte meinen Hörern nicht einen von mir verfaßten Kommentar, der als Gesetz ihr Verständnis der Schrift fixieren sollte. Sie mußten es sich selbst erwerben, und dazu wollte ich ihnen ein Helfer sein.

Aus der Bahn der Aufklärung trat ich damit heraus; denn diese hat das Verhältnis zwischen dem Lehrer und dem Schüler immer tyrannisch entstellt. Die „Vernunft" war stets herrisch und machte aus den Gedanken des Meisters das Gesetz für den an ihn gebundenen Schüler; sie wußte ja nicht, was Liebe sei. Als H. Holtzmann gelegentlich von „der Schule" sprach, die ich begründet habe, bewies er nur seine Unfähigkeit, einen Vorgang wahrzunehmen, der von seinem eigenen geistigen Besitz verschieden war. Wenn Schäder mir sagen konnte, daß er mir für meine Christologie dankbar sei, und gleichzeitig an einer wichtigen Stelle des Dogmas Polemik gegen mich für nötig hielt, wenn Lütgert den ersten Band seiner Darstellung des Idealismus mir widmete, während seine Studien mein schmales Sehfeld weit überragten, wenn Eduard Riggenbach immer ein offenes Ohr für mich hatte, so oft wir zusammenkamen, und in seinen Studien zur Geschichte des Neuen Testaments in der alten Kirche ein Gebiet bearbeitete, das ich nie zu betreten vermochte, wenn Althaus die lutherische Form des Glaubens kräftig vertrat und gleichzeitig dankbar an Tübingen dachte, wenn Bornhäuser sich mit seiner Bemühung, uns „das zeitgenössische Auge" für das Neue Testament zu geben, an meine Grundsätze anlehnte, seine einzelnen Urteile sich aber völlig selbständig bildete, wenn Zahn, Harnack und Holl mir zum siebzigsten Geburtstag ein Zeichen ihrer wissenschaftlichen Gemeinschaft schenkten, so entsprach dies dem, was ich den gesunden, christlich geordneten Verkehr

zwischen den wissenschaftlichen Arbeitern nenne, war aber vollständig von dem geschieden, was die Rationalisten ihre Schulen hießen.
Daraus ergab sich freilich, daß ich, als meine Enthebung von der Amtspflicht kam, den württembergischen Freunden keinen Nachfolger zeigen konnte. Weil ich unter der Pein des Irrens und der am Lehramt entstehenden Verschuldung schmerzhaft litt, erschrak ich stets davor, einen Jungen in die akademische Arbeit hinüber zu rufen, und doch brauchen sowohl die Kirchen als die Universitäten Theologen, nicht nur solche, die das Wort Jesu bestreiten, sondern auch solche, die es hören.
Ich muß nun nicht weiter erläutern, warum es für mich zwischen der kirchlichen und der wissenschaftlichen Arbeit keine Spannung gab. Wir trieben im Hörsaal, wenn wir das Neue Testament lasen und auf Jesus und seine Boten hörten, nichts Unfrommes, verschafften uns vielmehr dadurch die für den Glauben unentbehrliche Voraussetzung. Ich ging aber im Hörsaal über diese Voraussetzung zum Glauben nie hinaus und evangelisierte dort nicht. Einst erzählte mir ein jüngerer Freund, der in Edinburg gewesen war: „Dort beginnen sie den theologischen Unterricht mit Gebet; warum betest du im Hörsaal nicht?" Ich tat es nicht, weil ich der Verfassung der Universität gehorsam war, die aus dem Hörsaal den Ort macht, an dem wir uns um die Erkenntnis bemühen. Der Einrede: „Damit hast du das Wichtigste versäumt; die jungen Leute haben vor allem die Bekehrung nötig", antworte ich: wer zur Bekehrung und Wendung des Willens aufruft, muß zeigen können, wohin wir uns zu wenden haben, und dies zeigte ich meinen Jungen dadurch, daß wir uns miteinander bemühten, Gottes Werke anzuschauen und Gottes Wort zu hören.
Deshalb war ich aber auch für jede Gelegenheit zu einem anderen Verkehr mit den Studierenden dankbar, bei dem wir nicht nur unser Wissen, sondern auch unseren Willen bewegten und über den Glauben und die Buße nicht nur sprachen, sondern sie übten. Dazu diente mir

zunächst die Predigt, in der ich deshalb einen wesentlichen Teil meines Berufs sah, weil sie nicht nur dem Auge zeigt, was es wahrnehmen soll, sondern den ganzen Menschen aufweckt, daß er sich Gott zuwende. Darum freute ich mich auch an der Bildung der christlichen Studentenvereinigung und an der sich dort öffnenden Gelegenheit zu studentischen Gottesdiensten (Bibelstunden) und war besonders dankbar für die Konferenztage, die wir von Zeit zu Zeit in Freudenstadt in den Pfingstferien veranstalteten. Ich hielt sie für unfruchtbar, wenn nicht auch sie sich mit tüchtiger intellektueller Arbeit füllten; sie bekamen aber dadurch einen besonderen Glanz, weil wir jetzt nicht nur als Denkende, sondern als Lebende beisammen waren, die von Gottes Gnade ihren Willen und ihr Werk empfingen.

Mein Anteil an der Forschung

Aus den Verhältnissen, die mir Bern bereitete, dessen Regent mir erklärt hatte, daß er mich nie zum Professor mache, mit dessen Theologen, soweit sie zur Reform hielten, keinerlei wissenschaftlicher Verkehr möglich war, dessen Christenheit teils mit der Dogmatik der Reformierten, teils mit der des Pietismus arbeitete, die beide unter der Schrift zurückblieben und für die Ansprüche unserer Gegenwart nicht ausreichten, zog ich den Schluß, daß ich schreiben müsse. War er richtig? Das Urteil der Mitarbeiter zerfiel in einen wunderlichen Kontrast. Als ich, um in Greifswald zu beginnen, nach dem Statut der dortigen Fakultät den Doktortitel nötig hatte, bat ich die bernische Fakultät, mir ihn zu verleihen. Ich fiel aber bei der Abstimmung durch; mein Buch über den Glauben habe keinen wissenschaftlichen Wert. „Schlatter kann keinen richtigen Schluß bilden und ist zur wissenschaftlichen Arbeit unfähig", schrieb Schürer. „Schlatter will nicht sehen", schrieb Knopf. „Schlatter schreibt Erläuterungen zum Neuen Testament, versteht es aber nicht", schrieb ein anderer Kollege.

„Schlatter bildet sich ein, ein Historiker zu sein", schrieb Bauer. „Mit Schlatter kann ich mich nicht auseinandersetzen", schrieb Feine. Gleichzeitig wollte mich, sowie mein erstes Buch erschienen war, B. Weiß nach Kiel schicken, was ich ablehnte, und die Hallenser mich zu ihnen holen, was in Berlin abgelehnt wurde, und Cremer machte mich, ohne mich zu kennen, nur wegen meiner wissenschaftlichen Arbeit zu seinem Mitarbeiter. Es folgten die Fakultäten von Heidelberg, Bonn und Marburg. Die sich aufhebenden Urteile werden beide Wahrheit in sich haben. Das wirkliche Urteil steht aber weder bei mir noch bei den Kollegen.

Da ich aber den Gedanken in mir trug, das Schreiben gehöre zu meinem Beruf, blieb ich vor der Frage, die die Haager Gesellschaft zur Verteidigung des Christentums damals ausschrieb, aufmerksam stehen. Die Holländer fragten, was im Neuen Testament „glauben" bedeute. Ich stellte mich damit vor ein höchst anziehendes Forschungsobjekt. Meine eigene Geschichte hatte mir zahlreiche Motive gegeben, die mich zu dieser Untersuchung drängten, da mein Verhältnis zu den verschiedenen Gruppen in der Kirche verworren blieb, wenn ich mir nicht eine klare Vorstellung von dem erarbeitete, was die Männer des Neuen Testaments Glauben nannten. Aber auch für die von meinen eigenen Bedürfnissen frei gewordene, geschichtliche Betrachtung besaß das Thema spannende Größe. So herrlich das alttestamentliche Wort und Werk den Glauben sichtbar macht, so ist doch unverkennbar, daß er dort noch nicht als derjenige Vorgang gewertet wird, der unseren Anteil an Gott und an der Gemeinde bestimme. Die vorchristliche Gemeinde teilte sich noch nicht in Gläubige und Ungläubige, sondern in Gerechte und Ungerechte. Für jeden ergab sich sein Anteil an der Gemeinde aus der Weise, wie er handelte. Neben dem Neuen Testament steht auf der einen Seite die griechisch-jüdische Frömmigkeit, wie z. B. Philo sie zeigt, auf der andern die palästinisch-pharisäische, wie wir sie z. B. an Akiba sehen. Für beide war nicht Glaube das Grundwort

ihrer Religion. Beide bewunderten ihn, priesen ihn und übten ihn; aber das sie bewegende Ziel war für die Griechen die Erkenntnis Gottes, für die Paläſtiner die Erfüllung seines Gebots. Nun schafft Jesus die Wendung, durch die der Glaube zum entscheidenden Vorgang wird, der unseren Anteil an Gott ordnet, die Verbindung mit Christus herstellt und aus seinen Jüngern die Gemeinde der Glaubenden macht. Diesen Vorgang in seinem Verlauf und in seinen Gründen erkennbar zu machen, war ein hohes Forschungsziel. Jeder Apostel machte ihn wieder in besonderer Weise sichtbar, und er erschien an jeder religiösen Funktion, an der Buße und an der Liebe, an der Furcht und an der Hoffnung, an der Theologie und am Kultus. Er verdrängte den Eudämonismus, der sich mit der Religion die Seligkeit bereitet, vertrieb die Gnosis, die die Berührung mit Gott in den Empfang von Erkenntnissen verlegt, und zerbrach den Nomismus, der das Gesetz als den Mittler zwischen uns und Gott verehrt. Über alle diese Bewegungen erhob sich im Glauben ein zentraler Vorgang, der dem inwendigen Leben die Einheitlichkeit verschaffte. Darum enthüllt dieser Vorgang die Herrlichkeit Jesu, den von ihm uns gebrachten neuen Blick auf den gebenden Gott, der nicht nur Gedanken und nicht nur Gebote gibt, sondern die alles vollendende, Leben schaffende Gnade ist. Damit war der Glaube da. In der Erfassung dieses Vorgangs war mir ein Arbeitsstoff gegeben, der mich reichlich beschenkt hat. Am Gewinn, der mir hier zufiel, hing alles Folgende.

Ich stand oft staunend vor dem Wunder still, das in unserem Seh- und Denkvermögen geschieht. Wenn ich einst als Knabe mit Staunen wahrnahm, daß wir in einen unendlichen Raum hineingesetzt sind, so beschaue ich jetzt mit ebenso großer Verwunderung die Unerschöpflichkeit des geistigen Lebens. Jeder denkende Mann, der in der Kirche lebte, hat durch das Neue Testament gehört, daß Jesus Glauben hervorgebracht hat, und hat sich auch seine Gedanken darüber gemacht, und doch ist dieser Vorgang von unserer Erkenntnis ebenso-

wenig durchdrungen wie irgendein natürlicher Prozeß. Wir stehen überall vor Unendlichkeiten, die nicht regellos zerfließen, sondern von einer sie durchdringenden Einheit gestaltet sind. Nirgends kann der forschende Blick ermüden, nirgends das lauschende Ohr satt werden, und wir schauen und horchen nicht vergebens, sondern empfangen in nie endender Reihe die Wahrnehmung, und jeder neue Blick hat den Aufruf zur jubelnden Dankbarkeit in sich und zeigt, da es kein Empfangen ohne einen Geber gibt, die Nähe des gebenden Herrn.

Diese Freude des Forschenden habe ich reichlich empfangen, reichlich aber auch die zu ihr gehörende Pein, mit der uns unser Irren quält. Meine Zugehörigkeit zur Universität nahm ich ernst und sah in ihr die Verpflichtung, daß ich mein Denken unter die Wahrheitsregel zu stellen habe, die uns untersagt, es von seinen Bedingungen loszureißen und ihm dadurch den Weg zur Wirklichkeit zu versperren. Wir entgehen aber auch mit dem ernsten Bemühen, wahr zu sein, dem Irren nicht. Es entsteht in uns durch unser voreiliges Urteil und eigenmächtiges Bilden, das das uns Gezeigte entstellt, und fließt uns aus der Gemeinschaft zu, ohne deren Hilfe wir nichts sind und der wir uns nicht entziehen dürfen, da wir für sie und nicht nur für uns das empfangen, was uns sichtbar wird. Darum wird der, der unter der Leitung der Wahrheit denkt, in ein beständiges Sterben hineingestellt, da er das von ihm Gebildete wieder zerbrechen muß, und diese Pein ist deshalb scharf, weil wir mit unserem Irren auch die anderen verletzten. Wir können auch den akademischen Dienst wie jedes andere Werk nur deshalb freudig üben, weil uns Christus gegeben ist, der uns die Vergebung erwarb.

Von der Beschäftigung mit dem neutestamentlichen Glauben ging ich zunächst nicht vorwärts zu den anderen Vorgängen, die den Christenstand der Apostel bildeten, sondern rückwärts zu den Voraussetzungen der neutestamentlichen Geschichte, zu der Umgebung, aus der sie herausgewachsen ist. Indem ich Jesus zusah, wie er den

Glauben schuf, betrachtete ich Geschichte, zunächst die Geschichte eines Worts. Es war unverkennbar, daß die Weise, wie das Neue Testament vom Glauben spricht, nicht rein griechisch war. In der völligen Gleichbildung zwischen den griechischen und den syrischen Formeln trat der Einfluß ans Licht, den die Gleichzeitigkeit der syrischen und der griechischen Rede auf die Sprache der ersten Christenheit ausgeübt hat. Damit war aber nicht ein vereinzelter Vorgang erfaßt, der sich nur am Wort Glaube vollzog, sondern die Einwirkung der Doppelsprachigkeit auf die christliche Rede durchdrang sie ganz. Damit stand ich aber vor einem unermeßlichen Arbeitsfeld. Die Gemeinschaft mit Cremer, der am neutestamentlichen Wörterbuch arbeitete, verstärkte diese Neigung. Ich stimmte mit ihm im Urteil zusammen, daß es ein trauriges Zeichen für die Gelähmtheit unserer theologischen Arbeit sei, daß wir noch kein neutestamentliches Wörterbuch besitzen, und daß uns die Herstellung eines solchen noch nicht möglich sei.[1]) Cremer schrieb auf das Exemplar der zuletzt von ihm selbst bearbeiteten Ausgabe seines Wörterbuchs, das er mir sandte: felici successori. Ich habe seine Hoffnung nicht zu erfüllen vermocht und nicht viel mehr als ein Programm erreicht.

Schon die Geschichte der Sprache zwang mich zum Studium der Literatur, die uns mit der vorchristlichen Frömmigkeit in Berührung bringt. Ich las sie aber nicht nur der sprachlichen Statistik wegen, sondern weil die neutestamentliche Geschichte im Zusammenhang mit denjenigen Ereignissen entstanden ist, die uns diese Dokumente zeigen. Ich hing ja am Neuen Testament, weil es uns den wirkenden Gott wahrnehmbar macht, und was er wirkt, ist gemeinsames Leben, also Geschichte. Sie entsteht durch den kausalen Verband des Geschehens, durch den die eine Bewegung der anderen die Richtung gibt. Ich hörte den griechischen und palästinischen Juden zu, weil das Werk

[1]) Ich denke an anderes als an ein Verzeichnis der Wörter für Schüler.

Jesu und seiner Boten im Verkehr mit ihnen bestand. Sie reden auch im Neuen Testament zu uns, weil dieses die Antwort ist, die Jesus ihnen gab. Je deutlicher sie zu mir sprachen, um so richtiger wurde mein Verständnis des Neuen Testaments. Sie reden auch in der Kirche zu uns, weil die Kirche Griechisches und Jüdisches in breiter Überlieferung in sich aufgenommen hat.

Wieder weitete sich das Forschungsgebiet ins Grenzenlose. Denn alle vorchristlichen religiösen Bewegungen sind dadurch entstellt, daß die Überlieferung über sie von ihren Gegnern herrührt. Der Pharisäismus spricht zwar durch seine eigne breite Literatur zu uns; aber die theologische Überlieferung beschrieb ihn ohne Liebe, somit auch ohne Verständnis nur als den Widersacher Jesu, der ihm das Kreuz bereitet habe, nicht nach seiner ihm eignenden Frömmigkeit. Für den Zelotismus sind wir zunächst auf die dürftigen Angaben gewiesen, die Josephus über ihn enthält, deren Dürftigkeit daher rührt, daß Josephus den Zelotismus als den Urheber des Untergangs Jerusalems verfluchte. Von derjenigen Gruppe in der vorchristlichen Gemeinde, die der Zahl nach am stärksten war, vom jüdischen Freisinn, besitzen wir vollends nur kümmerliche Reste. Mit diesen, mit Jason von Kyrene, aus dem im zweiten Makkabäerbuch Bruchstücke zusammengestellt sind, mit Eupolemus, aus dem einige Reste bei Josephus und beim Gewährsmann des Klemens und des Eusebius sichtbar sind, beschäftigten sich meine ersten historischen Veröffentlichungen. Wenn Schürer im Blick auf sie urteilte, ich könnte keinen richtigen Schluß bilden, so hatte er nicht ganz unrecht. Zwar war mein Denkvermögen nach meiner Erfahrung nicht kleiner als das der Kollegen; wir brauchen aber für einen richtigen Schluß richtige Prämissen, da der Wahrheitswert der Schlüsse völlig von diesen abhängt, und der Umfang meiner Wahrnehmungen war noch eng, und deshalb waren manche meiner Schlüsse falsch. Die unentbehrliche Voraussetzung für jede Untersuchung, die in die Zeit Jesu eindringen will, gibt uns Josephus, und

was für eine Menge ungelöster Rätsel häufte schon einzig Josephus vor mir auf!

Für die literarische Ordnung der Texte bekamen ihre Ortsangaben Wichtigkeit, und daraus entstand mir der Wunsch, Palästina zu sehen. Cremer wußte von ihm, und da er ihn Althoff mitteilte, schickte mich dieser als Dank für meine Ablehnung der mich von Greifswald wegrufenden Anträge im Frühling 1891 nach Palästina. Mein Berner Freund S. Oettli hatte denselben Wunsch, und noch drei andere Freunde schlossen sich an. Nach einigen Tagen in Rom und Neapel fuhr ich nach Kairo und von dort nach Joppe.

Ich kann nahezu noch jeden Tag, den ich in Palästina zubrachte, wieder in mir erwecken. Gleich in Joppe bekamen die Angaben der alten Erzähler die Lebendigkeit der Anschauung. Sie berichteten vom schwankenden Geschick der Stadt, bis sie endgültig jüdisch wurde und nun auch an den Nöten teilbekam, die mit der Einsetzung des Herodes zum König und mit der Unterwerfung des jüdischen Aufstands durch Vespasian die Judenschaft trafen. Der Ritt durch die Ebene an Bne Berak vorbei nach Lydda gab der Frage Stärke, wie die allmähliche Austreibung der Judenschaft aus Judäa zustande gekommen sei. Denn das kümmerliche Bne Berak ist der Ort gewesen, an dem Akiba lehrte, und Lydda war von der Gründung der Christenheit an eine Stätte des heißen Kampfs zwischen der Judenschaft und der Christenheit. Von Ramle aus ritt ich nach Gezer hinüber, weil ich mir für die Vorgänge in der makkabäischen Zeit verdeutlichen wollte, wie die Hügelreihe vor den Steilabfall des jüdischen Berglands hingelegt ist. Nach Jerusalem ging ich auf der alten Steige vom unteren zum oberen Bethoron nach Gibeon und über den Nebi Samwil. Dadurch trat der Zusammenhang vor meinen Blick, der notwendig immer zwischen dem Städtchen Gibeon und dem Heiligtum droben auf der Höhe bestanden hat. In Jerusalem fesselte mich das von Herodes errichtete Viereck am meisten, das den größeren

Hof seines Tempels umschloß. Ich ging von ihm mit der Frage weg, ob die antiken Reste nur von dem reden, was Herodes baute und Titus zerstörte, oder ob sie auch von dem reden, was nachher mit dem Tempelviereck geschah. Unvergeßlich ist mir die Stunde im einsam gewordenen Mamre der byzantinischen Zeit, von dem ich nicht zweifelte, daß es so schon zur Zeit Jesu bestand, nur daß es damals noch den hochverehrten Baum Abrahams enthielt, und die Rundschau auf dem Herodeion bei Bethlehem, dem Burgberg, dem Herodes sein Grab anvertraute und auf dem nach dem Sturz Menahems ein Teil seiner Anhänger ohne Gemeinschaft mit dem Volk und ohne Friedensschluß mit den Römern auf den Anbruch des Himmelreichs gewartet hat. Auch dem Burgberg von Bittir machte ich einen Besuch, auf dem der letzte Akt des verzweifelten Kampfs der Judenschaft gegen Hadrian vor sich ging. Als wir von Jerusalem nordwärts ritten, beschäftigten mich vor allem die vorexilischen Heiligtümer, die Gegend zwischen Michmas und Beitin, in der irgendwo Bethels Tempel stand, und der Garizim, an dessen Fuß das Nordende der Machnaebene liegt, in der ich dasjenige Gilgal suchte, das den Altar Abrahams in More fortsetzte und in der Zeit Elias der Sitz für die Propheten Israels war. Samaria, das damals noch nicht ausgegraben war, zeigte mir die Reste einer herodeischen Stadt, und die Ebene Dothans gab eine der unentbehrlichen Voraussetzungen für die Kritik des Buches Judith. Leider kam ich nicht nach Skythopolis hinab; ich sah nur von ferne von einer Höhe am Gilboa in sein Gebiet hinab. Am See von Tiberias verschaffte ich mir den Anblick beider Seeufer, auf der Westseite Philoteria (el Kerak), Tiberias, Magdala, En Th'ena, Heptapegon und Kapernaum, dessen Synagoge damals noch einen wirren Trümmerhaufen bildete, auf der Ostseite Gadara mit seiner heißen Quelle am Jarmuk und Hippos. Aus dieser Wanderung erwuchs der für mich bedeutendste Ertrag meiner Reise, die Trennung des griechischen Gadara, das zur Dekapolis gehörte, vom jüdi-

schen Gadora, das der Hauptort für die in der Peräa seßhafte Judenschaft gewesen ist. Die jüdische Stadt der Peräa war die, die in der byzantinischen Zeit Salton genannt worden ist. Ich halte es nicht für möglich, daß ich mir ein deutliches Bild von der jüdischen Geschichte im ersten Jahrhundert verschafft haben könnte, wenn ich der Tradition geglaubt hätte, die eine griechische Stadt bis in den Frühling 68 hinein vereint mit den Juden gegen Rom kämpfen ließ. Leider streifte ich nicht auch durch Obergaliläa, sondern sah nur noch Nazareth, den Tabor und den Karmel, da ich von Haifa auf der Küstenstraße nach Sidon und von Sidon hinüber nach Paneas, von dort auf den Hermon und nach Damaskus ging. Dann zeigte mir Baalbek noch, was ein Tempel in der römischen Zeit gewesen ist, und der berühmte Rest der alten Mauer in Baalbek ließ ahnen, mit welcher Energie einst hier der Baalsdienst getrieben worden ist. Der Ritt über den Libanon nach Beirut hinunter bot landschaftliche Bilder von herrlichem Glanz. Von Smyrna aus besuchte ich noch die Ruinenstätte von Ephesus, und dann sah ich die Akropolis von Athen. Weil aber inzwischen das Sommersemester in Greifswald bereits begonnen hatte, kehrte ich nun in rascher Fahrt zurück. Das, was mir in jenen drei Monaten zur Anschauung geworden war, hat mein Denken anhaltend in Bewegung versetzt, nicht nur, wenn ich die jüdische Umgebung Jesu, sondern auch wenn ich die neutestamentlichen Vorgänge betrachtete.

Jedes Wort im Neuen Testament hielt mich zu neuer Überlegung fest. Was war die Demut Jesu? Die Kirche sagte: Demut ist das Gefühl der Schwäche. Ich sah in ihr die Kraft der vollendeten Liebe, die sich ganz dem Kleinen hingibt. Was war die Armut Jesu? War sie die Entsagung des Büßenden? Ich nahm in ihr die Liebe wahr, die mit Freude auf alles verzichtet, was die Liebe spaltet und hemmt. Was meinte Jesus, wenn er sein Gebot über das stellte, was zu den Alten gesagt worden war? Da die Kirche beim Gesetz an die Verkündung des zeitlosen, vollkommenen Willens Gottes dachte, konnte

sie im Gebot Jesu nur die Abweisung der pharisäischen Entstellung des Gesetzes sehen. Ich kam allmählich zu dem Urteil, daß Jesus die Seinen von der jüdischen Frömmigkeit dadurch schied, daß er sein Gebot über das den Alten gegebene göttliche Gesetz gestellt hat. Die Evangelien stellen das Wort Jesu als seinen Gang zum Kreuz dar. War es so oder brach seine Bereitschaft zum Kreuz sein früheres Wirken ab? Für meinen Blick wuchsen alle Worte und Werke Jesu zusammen und machten einheitlich denjenigen Willen offenbar, aus dem die Kreuzestat erwachsen ist. Während die Kirche das Gericht fürchtete, lernte ich begreifen, warum Jesus darnach verlangt hat, das Gericht zu halten, und warum Paulus begehrt hat, vom Herrn gerichtet zu werden. Auch nachdem Luther das Ohr für den Anfang des Römerbriefs, Röm. 1, 17, erhalten hat, blieb es immer noch ein Rätsel, warum Paulus vom Evangelium gesagt hat, daß sich Gottes Gerechtigkeit in ihm offenbare, und warum er Herrlichkeit, Ehre und Frieden jedem verhieß, der das Gute wirke. Ich sah darin nichts Dunkles, nichts, was der dem Glauben gegebenen Verheißung widerspräche. Mein Vorgänger in der Auslegung des Neuen Testaments in Bern hatte es für unbegreiflich erklärt, daß Paulus, der Mann des Glaubens, die Worte über die Liebe geschrieben habe, die wir 1. Kor. 13 finden, und fünfzig Jahre später stieß ich im Gespräch mit Tübinger Kollegen auf denselben Gedankengang. Ich nannte es dagegen einen völlig deutlichen Vorgang, daß mit dem Entstehen des Glaubens unser selbstischer Wille durchbrochen und die Liebe uns gegeben wird. Es wurden für mich spannende Fragen, was aus den Nachfolgern des Paulus in Korinth seine Widersacher gemacht habe, oder was in seine letzten Worte, in die Briefe an Timotheus und Titus, den erschütternden Ernst hineingetragen habe, der in ihnen sichtbar ist. Ich nenne damit nur einiges von dem, was im Neuen Testament nicht nur den Lehrer, sondern auch den Forscher in mir beschäftigt hat. Jede dieser Erkenntnisse machte aber nicht nur das

geschichtliche Bild deutlicher, sondern trug sofort auch zur Reinigung unseres kirchlichen Denkens und Wollens bei.

In Tübingens Stille entstanden neben einzelnen Untersuchungen auch die ein Ganzes anstrebenden Darstellungen, ein Gesamtbild der Bewegungen, die das Judentum während der griechischen Zeit von innen her bewegten, die einheitliche Zusammenfassung der Angaben, die uns das Neue Testament über das Wirken Jesu gibt, und die Zusammenstellung der Überzeugungen, auf die die Apostel die Kirche aufgebaut haben. Darauf ging ich an das, was mir von Anfang an mit der Vertiefung in die Schrift zum theologischen Ziel geworden war, an die Beantwortung der von unserer Gegenwart gestellten Fragen, zunächst so, daß ich das christliche Dogma, d. h. diejenigen Überzeugungen, die uns zur Kirche vereinigen, zu begründen suchte. Bei dieser Arbeit, die zeigen wollte, was wir heute als die christliche Lehre zu vertreten haben, schwebte mir als hohes Ziel vor, beide Wirkungen, durch die Gott uns macht und begnadet, in gleicher Weise deutlich zu machen, sowohl die, die durch die Natur und die Geschichte, als die, die durch Christus vermittelt ist. In unserem Volk werden diese beiden Erkenntnisse oft voneinander getrennt und gegeneinander gewendet. Dann wird eine natürliche Frömmigkeit gepflegt, bei der Christus abgewiesen bleibt, oder ein auf Christus gerichteter Glaube geübt, der die Natur vergißt und, weil sie doch nie vergessen werden kann, immer in der Gefahr steht, sie zu zertreten. Ich heiße es dringend nötig, daß wir diesen Riß in unseren Gedanken überwinden. Dann suchte ich, als nach dem Druck des Dogmas aus dem Leserkreis lebhaft dieses Verlangen an mich herantrat, auch die Ethik zu fassen, die heute für uns gültig ist. Ein kleines Erlebnis wirkte bei meiner Entschließung mit. Auf einer Eisenbahnfahrt hatte ich eine neuere Ethik bei mir, mit der ich mich beschäftigte, auch als sich in Heidelberg die Abteilung des Wagens, in der ich saß, füllte. Als ich einmal den Blick von meinem Buch wegwandte, saß eine auffallend

schöne Frauengestalt vor mir. Gamaliel II. fiel mir ein, der einst auf dem verödeten Tempelplatz mit einer Griechin zusammentraf und sagte: „Gepriesen ist Gott, der seinen Kreaturen Schönheit gibt." Neben ihn stellte sich Mar Saba, der große Asket der Wüste Judäas, der einst aus seinem Kloster nach Jericho ging und unterwegs mit Pilgern zusammentraf, bei denen eine Frau war. „Hast du gesehen," fragte ihn sein Jünger, als sie weitergingen, „daß sie schön war?" Darauf schalt ihn Mar Saba. Wer von den beiden verhielt sich richtig? Was sagte mein Ethiker dazu? Nichts. Er erwog, ob uns das Wollen gegeben sei, ob es für unser Wollen eine Norm gebe, warum diese die Macht habe, uns zu verpflichten, usw. Er untersuchte die Voraussetzungen und Bedingungen des richtigen Verhaltens. Wissen wir aber, wie wir uns zu verhalten haben? Meine Ethik strebte darum über die Norm, die ohne Inhalt und ohne Wirkung bleibt, hinaus hin zu demjenigen Willen, der durch die uns gegebene Lage seine Verpflichtung empfängt. Ihr Ziel war, die Herrlichkeit der göttlichen Gnade daran sichtbar zu machen, daß sie uns mit freier Bewegung unserer Erkenntnis und Liebe an dem uns gegebenen Ort zum Werkzeug Gottes macht.

Vielleicht haben aber meine systematischen Darstellungen der Forschung wenig gedient. Sie blieben wohl dem, was die Kollegen bewegt, zu fern; denn ich dachte an das, was unsere Christenheit hemmt und zerreißt, und suchte das, was unsere Not in Gewinn verwandeln kann.

Natürliche Wurzeln

Die Wurzeln deckt das Erdreich. Daß wir aus solchen wachsen, wissen wir, wissen aber zugleich, daß sie sich uns nicht zeigen. Mit einer Deutlichkeit, die wir nie verleugnen können, sind die Grenzsteine vor uns aufgepflanzt, bei denen das uns zum Sehen gegebene Licht erlischt, und wer das Wort kennt: „Ich bin der Herr, dein Gott",

rüttelt an diesen Grenzsteinen unseres Bewußtseins nicht und will sie nicht verrücken. Sie sind nicht weniger das Zeugnis Gottes als die uns geschenkte positive Kraft, die uns zu Empfängern des Wissens und zu Gefäßen der Wahrheit macht. Denn diese unverrückbaren Grenzen unseres Bewußtseins offenbaren uns: „Du bist Geschöpf." Aber ebendeshalb, weil sie uns die uns schaffende Hand Gottes zeigen, ziehen diese Grenzsteine unseren Blick mit fesselnder Kraft zu sich hin. Wenn jetzt auch mein Nachdenken diesen Weg beschreitet, so werde ich mich bemühen, mich von der schlechten Gewöhnung einer verfälschten Wissenschaft rein zu halten, die das, was sie wissen kann und soll, weil es ihr gezeigt ist, mißachtet und ungebärdig und trotzig nach dem begehrt, was sie nicht wissen kann. Denn von der Sucht, aus dem Bewußtsein herauszuspringen und sich in das Unbewußte und Unwißbare zu versenken, ist jeder befreit, der Gottes gedenkt. Ich versuche darum nicht, die Wurzeln meines Lebens ans Licht zu zerren, sondern beschaue nur mit Andacht die Stelle, an der die Wurzel den Stamm aufsteigen ließ, und meine nicht, daß ich hier irgend etwas erklären könnte. Was sind Worte wie Rasse, Vererbung, Temperament, Anlage anderes als leere Klänge, die nur das mit lautem Schall anzeigen, daß hier ein Geheimnis erscheint, für das es keine Deutung gibt?

Zwei verborgene Gründe umfassen das Christenleben. Der eine steht über uns, der andere unter uns. Von oben her umfaßt uns Gottes Berührung mit uns, das, was wir mit dem apostolischen Wort den Heiligen Geist Gottes heißen; von unten her hängen wir an der Kraft, die durch die natürlichen Vorgänge strömt. Wie die oberen Kräfte mich berührten, habe ich bereits gezeigt. Daß ich Glauben und Buße und Liebe empfing, war das Werk des Heiligen Geistes, und seine Stimme vernahm ich, indem die Schrift zu mir redete, und seine Kraft empfing ich, indem die Kirche mich nährte. Von diesem Geheimnis rede ich nicht weiter, sage aber noch einige Worte über

die Weise, wie die Natur mein Leben schuf, weil alles, wovon bisher die Rede war, der Staat und die Kirche und die Schule und die Forschung, mein persönliches Leben beschrieb, weshalb sich auf meine Erzählung ein falscher Schein legte, wenn nur davon die Rede wäre. Keiner soll vergessen, daß vor allem, was er macht, der Moment steht, in dem er gemacht wurde als der lediglich Empfangende.

Wenn ich im christlichen Unterricht gleichzeitig nach den beiden Zielen strebte, Erweckung der Erinnerung an Gott durch die Natur und Begründung des Glaubens an ihn durch die Kenntnis Jesu und seines Werkes, so hielt ich damit das fest, was mir im Elternhaus gegeben wurde. Dort war beides beisammen, das religiöse Verhältnis zur Natur und die Nachfolge Jesu, ohne Schwankung und Spannung, mit der klaren Einsicht, daß das eine ohne das andere unmöglich sei.

Die natürliche Vererbung zeigte in der Veranlagung unseres Geschwisterkreises ihre Majestät unverkennbar. In der Familie der Mutter kam Taubstummheit vor. Ebenso war ihr erster Sohn nicht voll begabt. Seine Fassungskraft war beschränkt, der Gang durch die Verkrümmung der Füße gehemmt und seine Fähigkeit, zu hören und zu sprechen, zwar nicht ganz zerstört, aber stark geschwächt. Der zweite Sohn war dagegen in einzigartiger Weise begabt, zu jeder wissenschaftlichen und ebenso zu jeder praktischen Leistung tüchtig. Als dritter Sohn kam ich mit einer bescheideneren Ausrüstung als die, die mein Bruder besaß. Die Zugehörigkeit des nicht normalen Bruders zu unserer eng verbundenen Gemeinschaft hatte für sie den höchsten Wert. „Was hast du, das du nicht empfangen hast?" Das stand mit einer Deutlichkeit vor uns, die wir nicht überhören konnten. Das Mitleben des Geschwächten mit uns hätte freilich diesen Wert nicht bekommen, wenn nicht die Eltern die ihnen damit aufgelegte Aufgabe herrlich gelöst hätten. Den Schmerz, den der abnorme Zustand ihres Ältesten auf sie legte, machten sie völlig unsichtbar. Ich brauche nicht zu sagen, daß er vor Geringschätzung geschützt war; er wurde auch

nicht mit Mitleid gequält und bekam nicht bloß jene Liebe, die ihren Empfänger daran erinnern muß, daß sie vom Schmerz hervorgerufen wird. Hier schuf die Liebe über die großen Unterschiede hinweg die Ausgleichung. Unser Ältester hatte das volle Recht, zu sein, was er war.

Die beiden jüngsten Schwestern, das sechste und achte Kind der Eltern, zwischen deren Geburt die meine fiel, wurden mit Nerven ausgerüstet, die ihnen heftige Schmerzen und starke Hemmungen bereiteten. Auch ich bekam einen schwachen Körper, so daß ich zu körperlicher Arbeit unbrauchbar war; die nervöse Veranlagung trug mir aber nicht körperliche Schmerzen ein, sondern zeigte sich nur im seelischen Leben darin, daß an allen Vorgängen das, was an ihnen peinlich war, eine starke Empfindung hervorrief. Ein scharfblickender Leser sieht dies vermutlich auch an dem, was ich hier erzählt habe, weil meine Erinnerungen dann besonders deutlich und fruchtbar sind, wenn mich die Vorgänge irgendwie schmerzhaft berührten. Ich zweifle nicht, daß diese „Anlage" bei allem, was ich tat, mitgewirkt hat. Würde die in manchen christlichen Kreisen beliebte Frage: „Hast du Frieden?" an mich gerichtet, so antwortete ich, ohne zu zögern: „O ja." Das bedeutet aber nicht, daß mein Bewußtsein je von schmerzlichen Empfindungen befreit war, sondern ich spreche damit aus, daß mir kein schmerzhaftes Erlebnis zuteil wurde, das mir nicht auch jene Wonne zutrug, die der mit jedem Erlebnis verbundene Aufblick zu Gott uns bringt. Darin, daß unsere Freude uns zum Leiden fähig macht und unser Leiden uns zum Grund der Freude wird, sehe ich den Frieden der Seele, der uns innerhalb unserer irdischen Natur beschert ist.

Zur Kräftigung des Körpers half mir vor allem das Wandern, das ein wichtiger Teil meiner Jugend und meines ganzen Lebens gewesen ist. Die Eltern schufen in uns die Wanderlust; denn sie füllten die Nachmittage der Sonntage gern mit einer Wanderung und machten

sie dadurch zu einem jubelnd von uns begrüßten Geschenk. Das Wandergebiet, das uns die Heimat bot, war für die jugendlichen Kräfte unvergleichlich reich; es erstreckte sich vom Bodensee zum Säntis, vom Rheintal zum Toggenburg, von den Weinbergen bis zum nie schmelzenden Firn. Das gab mir eine starke Berührung mit der Natur.

Den Abschluß ihres Hauses gegen die Welt sieghaft durchzuführen, war das stets von den Eltern festgehaltene Ziel. Dieser Kampf galt allem, worin sich das verwerfliche Begehren des Menschen zeigt. Mit ihrer nur abwehrenden Haltung gegen die Welt blieben sie zwar innerhalb der Schranken, die die Ethik der alten Kirche aufgerichtet hat, drängten aber das, was an der alten Ethik gefährlich war, dadurch zurück, daß sie die Natur nicht zu jener Welt rechneten, der wir unsere Liebe entziehen müssen, sondern sie als Gottes herrliches Werk mit bewundernder Andacht beschauten und die von ihr uns gespendete Lust dankbar empfingen.

Wir steckten uns oft weit entlegene Ziele und benutzten die Bahn nur, wenn eine Nötigung uns dazu zwang. Das entsprach unserer Wanderlust, aber auch der Sparsamkeit, ohne die der häusliche Betrieb nicht bestehen konnte. Bei unseren schönsten Zielen, den Alpen, kam uns ohnehin die Bahn nicht zu Hilfe, da sie damals noch nicht wie jetzt bis zum Fuß des Säntis führte. Wir hatten somit, bis der Anstieg begann, vier Stunden zu marschieren über zwei Bergrücken mit einem kräftigen An- und Abstieg hinweg, und derselbe Weg wartete auf uns, wenn wir von den Alpen herunterkamen. Hatte ich nicht einen Nachmittag oder gar einen Tag frei, so erreichte ich nach der Schularbeit infolge der Gewöhnung leicht noch eine der Höhen in der Nachbarschaft der Stadt und bereitete mir dadurch einen gewissen Ersatz für den mir versagten Sport.

Aber nicht nur in den Körper goß die Natur ihre heilsamen Wirkungen. Es gibt keine Kräftigung des Leibs, die uns nicht auch seelisch stärkte. Da mein Wandern oft weite Entfernungen durchmaß, forderte

es oft ernsthafte Anstrengung und Überwindung der hemmenden Empfindungen. Es härtete ab, und wir wichen dieser Wirkung unseres Wanderns nicht aus. Kehrte ich einmal um, ehe das gewollte Ziel erreicht war, so legte dies Scham in die Seele, die nicht rasch verklang.

Traten wir an die Natur heran, so stellten wir uns vor die große Künstlerin, die in Farben und Formen prangt. Auch dies, daß das Schöne als solches empfunden wird, muß gelernt und geübt sein, und wir lernten dies nicht an menschlicher Kunst, sondern an der Natur. Jener gestatteten die Eltern nur einen spärlichen Eingang in ihr Haus. Das Lied war freilich bei uns heimisch, nicht nur das religiöse, sondern auch der ganze Balladenschatz der deutschen Dichtung. Er bot der jugendlichen Phantasie den sie befruchtenden Stoff, und er wirkte auf mich ungleich fruchtbarer als die antike Poesie, obwohl ich Ovid, Virgil und Homer nicht nur in Stücken, sondern ganz gelesen habe. Zeigte sich bei den Schwestern einige Begabung zum Malen, so wurde sie eifrig gepflegt. Mir war freilich hier kein produktives Vermögen geschenkt. Wenn aber die schweizerische Kunstausstellung nach St. Gallen kam, so wurde regelmäßig Bild um Bild mit inniger Andacht beschaut. Das Theater haben die Eltern dagegen vollständig abgewiesen, der alten Ethik getreu, und von jener literarischen Stimmung, die im Poeten den Führer der Menschheit und in einem Vers oder Roman das größte Ereignis sieht, blieb ich unberührt. Ein Entbehren war dies nicht; denn die heimatliche Natur zeigte mir ja immer neu ihre Schönheit, und sie hat mich reich gesegnet, indem sie mir ihr Bild mitgab.

Auch eine intellektuelle Förderung floß mir durch das Wandern zu; denn wir sammelten die Flora. Das lockte aus den gebahnten Wegen heraus, verlegte die Ziele oft in die Ferne und gab dem Auge während des Marsches einen ihn stets beschäftigenden Gegenstand. Darum verfiel unser Verkehr mit der Natur nicht dem schwärmenden Genuß. Am pflanzlichen Leben zeigte sie uns ihre Gesetzmäßigkeit und

prägte uns ein, daß sie alles, was durch sie geschieht, mit einer unbiegsamen Ordnung versieht. Ich bin aber im Unterschied von meinem Bruder nicht Naturforscher geworden, weil mich der starke Einfluß des Gymnasiums zur Sprache hinzog. Dagegen wage ich die Vermutung, daß meine Bekanntschaft mit der Pflanze, so kindlich sie blieb, mit bewirkt hat, daß mir die Hinneigung zum Kantianismus erspart geblieben ist. In der Zeit, als ich dem Evangelium auswich, versuchte ich es mit Spinoza, nie mit Kant. Ich hatte ja eine Ahnung von der Menge mathematischer, chemischer und biologischer Wunder, die auch nur in einem Gänseblümchen vereinigt sind, und war darum von dem Gedanken, es sei ein Gebilde meines Bewußtseins, weit abgedrängt.

Von der Tierwelt blieben wir weiter entfernt, da das Sammeln von Tieren, die man töten mußte, der Stimmung des Hauses nicht entsprach. Aber das lebende Tier wurde uns gern gegönnt, hätte nur nicht die große Kinderschar die Räume des Hauses so völlig gefüllt. Ich erinnere mich gern an meinen lieben Eichelhäher, den ich einen Sommer hindurch eifrig fütterte. Als aber der Winter nahte, erklärte die Mutter, sie habe für meinen Vogel keinen warmen Raum. Da trug ich ihn zum Rand des Walds hinauf und sah ihm überrascht nach, als er blitzschnell aus meinem Korb hinaus in die Tannen verschwand.

Aber auch mit meinem tiefsten Erleben stand unser früher, reicher Verkehr mit der Natur in Verbindung. Ich kann mir nicht denken, daß uns der Christenstand der Eltern auch dann erfaßt und mitbewegt hätte, wenn sie uns den Zugang zur Natur versagt hätten. Wenn ich mich frage, wie es kam, daß ich nach dem regelmäßigen Kirchgang des Sonntagmorgens oft abends acht Uhr ohne irgendwelche Beeinflussung nochmals mit der Mutter in die Predigt ging, so antworte ich: Dazwischen lag der Nachmittag mit einer frohen Wanderung. Einst saßen wir auf einem Hügel, von dem aus sich der Bodensee besonders schön zeigt, und der Vater sang mit den Schwestern:

„Sind wir auch arme Sünder, liebt er uns doch nicht minder. O, er liebet uns gar sehr." Warum war das glaubhaft? Vor mir lag ja weit und herrlich Gottes Werk, und der, der es so schuf, daß es uns sichtbar war, „liebet uns gar sehr". Gott wird uns nicht glaubhaft, wenn wir nicht ein großes Werk vor Augen haben, das von ihm stammt, und das erste Werk Gottes, das wir zu sehen haben, ist die Natur.

Zur Wonne des Wanderns gehörte auch die Rast in den saubern, freundlichen Wirtshäusern, die meine Heimat zahlreich hat und die ich in Pommern und Schwaben schmerzlich vermißt habe. Die Romantik des Bettelns war damals noch nicht erfunden und hätte sich nicht mit der stolzen Selbständigkeit vertragen, die das schweizerische Volkstum in seine Jugend legte. Die Regel des Vaters, die ich für weise halte und immer bewahrt habe, war: Auf der Wanderung benutzt man das gute Wirtshaus gern; daheim in der eigenen Stadt betritt man es nie; denn hier würde der Genuß um des Genusses willen, das Trinken um des Trinkens willen begehrt.

Einst richtete ein bernischer Geistlicher, der seine Schülerinnen gern durch zugespitzte Fragen aufweckte, an meine Schwester die Frage: „Ist es Sünde, mit Genuß zu essen?" Ich halte es für ein großes Glück, daß diese Frage aus der Regel, unter der meine Jugend stand, niemals entstehen konnte. Die Speisen waren für jeden Tag fest geregelt, und wenn sich mein launischer Gaumen gegen manche derselben sträubte, so gab es hier keine Nachgiebigkeit. Das Essen war aber bei uns schon deshalb ein frohes Geschäft, weil es uns alle zusammenführte. Dadurch war die Mahlzeit über die Arbeitszeit emporgehoben, weil unser gemeinsames Leben ein freudiges war. Dazu kamen die Festtage mit ihren festlichen Speisen, die gerade wegen der Einfachheit der gewöhnlichen Nahrung einen starken Genuß erweckten. Aber auch hier trat der natürliche Vorgang nicht isoliert für sich auf, sondern war mit dem geistigen Gehalt der Festtage verbunden. Das Weihnachtsgebäck war ein Bestandteil der Weihnachtsfeier, und die

hoch geschätzte Tasse Schokolade, die das Frühstück des Neujahrstags bildete, kennzeichnete den Anfang eines neuen Jahrs. So wurde mir der natürliche Vorgang zu einem untergeordneten, dienenden Glied des Lebens und spendete doch in reicher Fülle köstliche Lust.

Ich kam von hier aus nicht zur „Abstinenz", obwohl ich in Bern in Berührung mit Arnold Bovet, einem Führer des Blauen Kreuzes, stand, dessen Predigten ich gern hörte und dessen starke Liebe ich bewunderte. Daß der Trunk unser Volk schädige, war sichtbar genug, sowohl in Neumünster als in einem Teil meiner bäuerlichen Gemeinde und vollends an den Universitäten. Es war klar, daß die Wirksamkeit unserer Hochschulen durch den Strom von Bier, der um sie her flutete, stark vermindert wurde, und ich bin für den Gedanken offen, daß zur Gelähmtheit unseres Pfarrstandes die studentischen Trinksitten mit beitrugen. Ich hielt aber die Regel des Vaters für weiser als die durch die Giftigkeit des Weingeists begründete Abstinenz. Wir haben dadurch, daß wir eine schädliche Lust meiden, das normale Verhältnis zur Natur noch nicht erreicht, sondern haben dieses erst dann gewonnen, wenn wir auch den Genuß, der es wirklich ist, nicht um seiner selbst willen, sondern nur dann begehren, wenn er als der Begleiter von Größerem kommt, dem er dient.

Auch ihre herbe Strenge hat mir die Natur gezeigt. Ich sah oft und deutlich, wie sie das Begehren verfälscht, die Seele verwirrt, den Leib schwächt und uns mit ihren mächtigen Mitteln in mannigfaltiger Weise das Sterben bereitet. Ich kenne sie auch so, wie sie uns zum Feind wird, wenn sie sich wie eine Mauer vor uns aufbaut, hinter der Gott für uns versinkt. Was mich als Anfechtung verwundete, kam nicht aus der geschichtlichen Betrachtung her. Ich ärgerte mich nie an Jesus, weil er ein Jude war, und mied die Bibel nicht, weil ihre Chronologie für die Länge der menschlichen Geschichte zu kurz ist und ihre Weissagung uns nicht am unfehlbaren Wissen Gottes Anteil gibt. Ich deutete aber schon dort, wo ich vom Sterben meines

Sohnes sprach, an, daß ich jenes Beben kenne, das uns Matthäus am sinkenden Petrus mit wunderbarer Deutlichkeit beschrieb, jenes Erschrecken, das uns dann fassen kann, wenn unser Denken, unser Glauben, unser Lieben das von der Natur uns Bereitete hinter sich läßt, um Jesus zu folgen. Was ich auf das Kreuz meines Gefallenen schrieb: „Keiner von uns lebt für sich selbst", das besitzt die felsenfeste Unerschütterlichkeit der deutlichen Tatsache. Wir sind Teile eines Ganzen, Glieder eines das Universum füllenden Leibs. Dürfen wir aber so fortfahren, wie Paulus fortfuhr? Würde ich mich aber von Paulus trennen, so würde ich nicht nur Jesus abweisen, sondern auch die Natur verleugnen. Sie hat mir nicht nur ihre Strenge gezeigt, sondern beschenkt mich auch täglich mit ihrem unerschöpflichen Reichtum. Sie ist nicht nur eine Veranstaltung, um uns zu töten, sondern zuerst die Wurzel unseres Lebens, und an das, was sie uns bereitet, schließt sich das an, was uns Jesus gibt, an die Sehkraft unseres Auges jenes Licht, in dem uns Gottes Name heilig wird, an das Leben der Seele jenes Leben, das am Kreuze offenbar geworden ist. Ich breche darum das paulinische Wort nicht entzwei, sondern fahre mit Paulus fort: Leben wir, so leben wir dem Herrn; sterben wir, so sterben wir dem Herrn. Dem Sterben meines Vaters gingen lange Wochen voran, in denen er nicht mehr aufstehen konnte und seine Kraft langsam verging. Als die Mutter in dieser Zeit einmal den Vers von „den goldenen Gassen" sprach, antwortete er: „Es verlangt mich nicht nach diesem Plunder[1]), aber danach verlangt mich, am Hals des Vaters zu hängen." Luk. 15, 20. Er sah den Sinn des Lebens und den Zweck des Sterbens in jener Begegnung des Vaters mit uns, durch die alles, was finster und sündlich in uns ist, vergeht. Meine Theologie hat mir nichts anderes verschafft, als was der Vater sterbend ausgesprochen hat; aber ich denke: das ist genug.

[1]) Plunder ist ein alemannisches Wort für Hausrat von geringem Wert.

Ein Verzeichnis
der Hauptwerke Adolf Schlatters
befindet sich umseitig.

Bibliographie

Schlatters Veröffentlichungen, die für einen größeren Kreis als den der fachmännischen Mitarbeiter Bedeutung haben, sind:

Aus dem Verlag
der Calwer Vereinsbuchhandlung, Stuttgart:

Erläuterungen zum Neuen Testament. Gesamtausgabe in 3 Bänden oder in 12 Einzelteilen.

Einleitung in die Bibel. Vierte Bearbeitung. 1923.

Die Geschichte des Christus. (2. Ausgabe von Das Wort Jesu.) 1921.

Die Theologie der Apostel. (2. Ausgabe von Die Lehre der Apostel.) 1922.

Der Glaube im Neuen Testament. Dritte Bearbeitung. 1905.

Geschichte Israels von Alexander dem Großen bis Hadrian. 2. Aufl. 1906. (3. Ausgabe in Vorbereitung.)

Zur Topographie und Geschichte Palästinas. 1893.

Das christliche Dogma. 2. Aufl. 1923.

Die christliche Ethik. 2. Aufl. 1924.

Die Gründe der christlichen Gewißheit. 12 Vorlesungen an einem Kriegshochschulkurs. 1917.

Der Ruf Jesu. Predigten. 1913.

In den „Beiträgen zur Förderung christlicher Theologie"
im Verlag von C. Bertelsmann, Gütersloh:

Jesu Gottheit und das Kreuz. 2. Aufl. 1913.

Jesu Demut, ihre Mißdeutungen, ihr Grund. VIII, 1.

Die beiden Schwerter (Lukas 22, 35—38). XX, 6.

Sprache und Heimat des vierten Evangelisten. VI, 4.

Luthers Deutung des Römerbriefs. XXI, 7.
Die korinthische Theologie. XVIII, 2.
Das Alte Testament in der johanneischen Apokalypse. XVI, 6.
Der Märtyrer in den Anfängen der Kirche. XIX, 3.
Die Gemeinde in der Apostolischen Zeit und im Missionsgebiet. — Das Wunder in der Synagoge. XVI, 5.
Jochanan ben Zakkai, der Zeitgenosse der Apostel. III, 4.
Wie sprach Josephus von Gott? XIV, 1.
Der Bericht über das Ende Jerusalems. XXVIII, 1.
Die Theologie des Neuen Testaments und die Dogmatik. XIII, 2.
Briefe über das christliche Dogma. XVI, 3.
Der Dienst des Christen in der älteren Dogmatik. I, 1.
Die Furcht vor dem Denken. Eine Zugabe zu Hiltys Glück. III. 2. Aufl. 1917.
Über das Recht und die Geltung des kirchlichen Bekenntnisses, XI, 3.
Die philosophische Arbeit seit Cartesius nach ihrem ethischen und religiösen Ertrag. 3. Aufl. 1923.
Recht und Schuld in der Geschichte. Rede am 27. Januar 1915. XIX, 1.
Die Entstehung der „Beiträge zur Förderung christlicher Theologie" und ihr Zusammenhang mit meiner theologischen Arbeit. XXV, 1.

Im Furche-Verlag, Berlin:

Das Unser-Vater und unsere gegenwärtige Lage. 2. Aufl. 1923.

Das Reich

Vom Reich Gottes. Worte aus den Predigten und Andachten Christoph Blumhardts. Mit einer Einführung herausgegeben von Eugen Jäckh. Umfang 120 Seiten. Zweite Auflage (4.—8. Tausend). In Steifumschlag Gm. 1.50.

Das Reich Gottes für die Erde! Das ist hier das Überraschende, das für die sich selbst fremd gewordene Christenheit fast Unverständliche, ja Anstößige, und zwar nicht bloß als theologische Spekulation, wie auch sonst etwa, sondern mit aller Wucht und Glut und allem massiven Realismus der Bibel. Für die Erde! Das Reich Gottes im Sinne Christi und der Propheten ist nicht die Sache eines fernen, blassen „Jenseits". Das ist mehr die Vorstellung Platos als die der Bibel. Die Erde ist die Stätte, wo Gottes Gedanken Wirklichkeit werden sollen. (Leonhard Ragaz)

Aus der Quelle des Wortes. Zwanzig biblische Aufsätze und Ansprachen. Von Paul Humburg, Bundeswart des Westdeutschen Jünglingsbundes. Umfang 152 Seiten. Zweite Auflage (3.—5. Tausend). In Steifumschlag Gm. 1.60.

Diese Reden und Aufsätze sind — im Kriege entstanden. Doch ist es keine Kriegstheologie, die darin verkündigt wird, es sei denn, daß es sich um den Krieg des Menschen mit sich selbst und um den Krieg des Gottesreiches mit dem Reich der Finsternis handelt. Im Mittelpunkt steht vielmehr überall das Kreuz, und der Blick richtet sich über allen großen Zukunftsaufgaben der heimatlichen Reichsgottesarbeit und der Äußeren Mission klar und hoffnungsfroh auf den wiederkommenden König, der trotz aller wachsenden Macht der Sünde die Vollendung seines Reiches bringt.

Die Botschaft vom Reich Gottes. Von der Berufung und vom Zeugnis für das Reich Gottes. Von Hermann Weber (Generalsekretär der Deutschen Christlichen Studentenvereinigung) und Johannes Weise (Missionslehrer in China). Umfang 40 Seiten. In Steifumschlag Gm. —.40.

Jesus Christus

Jesus. Der biblische Weg zu Ihm. Ein Bibelstudium von Johannes Weise, Missionslehrer in Canton. Umfang 128 Seiten. Zweite Auflage (4.—6. Tausend). Gebunden Gm. 1.80.

Was hier an Einfühlung in das Seelenleben des Herrn geboten wird, muß nach Inhalt und Form für vollendet erklärt werden. Hier interpretiert ein im besten Sinne moderner Geist mit feinster Psychologie eine gottmenschliche Seele. Mit dieser „Innerlichkeit" paart sich Schritt für Schritt lebendige Beziehung zu Gegenwartsfragen, religiöse, ethische, soziale. Wir erhalten auf manche eigenen Zweifel und Fragen klare Antwort. Wer das Buch liest, wird darin viel mehr finden, als er erwartete, er sei Laie oder — Theologe. (Vossische Zeitung)

Von der Nachfolge Jesu Christi. Worte aus den Predigten und Andachten Christoph Blumhardts, herausgegeben von Eugen Jäckh, ehedem Blumhardts Gehilfe. Umfang 80 Seiten. Zweite Auflage (6.—8. Tausend). In Steifumschlag Gm. 1.—.

Blumhardt sieht besonders eines wieder, was man in der Christenheit vergessen

hat: daß das göttliche Wesen, das im Menschen Jesu erschienen ist, sich nicht auf ihn beschränkt, sondern durch ihn ausgegossen ist auf die mit ihm verbundene Menschheit. Die Menschwerdung ist ein umfassendes Ereignis, das Wort ward Fleisch in aller Wirklichkeit, anhebend mit der Gemeinde Christi. „So viele ihn aber aufnahmen, denen gab er Vollmacht, Kinder Gottes zu werden." (Leonhard Ragaz)

Einflüsse Jesu. Sechs biblische Auslegungen für Menschen von heute von Gottlob Schrenk, Professor in Zürich. Umfang 40 Seiten. Zweite Auflage (3. u. 4. Tausend). In Steifumschlag Gm. —.40.

Tolstoi und Jesus. Beider Stellung zu Welt und Leben. Von Karl Heim, Professor in Tübingen. Umfang 32 Seiten. Zweite Auflage (3. u. 4. Tausend). In Steifumschlag Gm. —.40.

Die Gewißheit der Christusbotschaft. Drei Gegenüberstellungen mit der mystisch-idealistischen Zeitbewegung von Otto Schmitz (Professor in Münster), Paul Althaus (Professor in Rostock) und Karl Girgensohn (Professor in Leipzig). Umfang 64 Seiten. Zweite Auflage (3. u. 4. Tausend). In Steifumschlag Gm. —.80.

Wir suchen heute nach Führern, die dem Ausdruck zu geben vermögen, was in der Tiefe unserer Seele um Gestaltung ringt. Viele, die ergreifend die Sehnsucht unserer Zeit zum Ausdruck zu bringen wissen, bieten sich uns als Führer an. Aber wir brauchen mehr, als sie uns bieten können. Wir brauchen einen, der unsere Sehnsucht nicht nur deutet und verkörpert, sondern die Erfüllung in sich trägt. Das treibt viele unbefriedigt von den menschlichen Führerpersönlichkeiten weg zu Christus mit der Frage: Bist du, der da kommen soll, oder sollen wir eines anderen warten? Nicht auf das, was Menschen über Ihn meinen, kommt es ihnen an, sondern auf das, was Er ist, was Er uns ist, was Er uns heute ist. Darum geht es hier. (Hermann Weber von der DCSV)

Vom sieghaften Glauben. Aufrufe zur Nachfolge Jesu Christi von Manfred Björkquist, Leiter des Sigtunastifts, Schweden. Mit einem Geleitwort von Erzbischof Nathan Söderblom, Upsala. Umfang 104 Seiten. In Steifumschlag Gm. 1.—.

Immer wieder müssen im Christenleben die Auswüchse abgehauen und die Teufel von innen und außen bekämpft werden. Manfred Björkquists Worte sind bisweilen scharf und blitzend wie ein Schwert. Klar und deutlich muß Gottes Stadt diesem sehnsüchtigen Kämpfer entgegenstrahlen. Seine Worte sind aber auch wie funkelnde Edelsteine. Manfred Björkquist ist eine still leuchtende, emporstrebende Flamme, von der Sonne der Gerechtigkeit angezündet. Die Flamme verzehrt sich; das ist ihr Glück. Aber sie teilt im Brennen etwas mit von ihrer reinigenden Heiligungsglut. (Erzbischof Nathan Söderblom)

Der Nächste

Volkserzählungen des Grafen Leo Tolstoi. In neuer Übersetzung herausgegeben v. Alexander Eliasberg. Umfang 254 Seiten. Zweite Auflage mit einem Bildnis von J. Rjepin. (4.—9. Tausend.) In Halbleinen gebunden Gm. 3.—.

Wer ist mein Nächster? Durch einfachste Geschichten aus dem russischen Volke

wird diese uralte Frage neu beantwortet, nicht lehrhaft oder in sinniger Betrachtung, sondern erschütternd durch das Leben, das hier spricht. Auf der Pilgerfahrt, bei Dorfintrigen, im Kriege, bei der Bewirtung Fremder, überall scheint das Licht in der Finsternis, die demütige, gütige Liebe, die Jesus uns lehren wollte, als er die Tat des barmherzigen Samariters pries.

Friedrich von Bodelschwingh. Leben und Lebenswerk, dargestellt von seinem Sohne Gustav von Bodelschwingh. Mit einem Bildnis Bodelschwinghs. Zweite Auflage. Umfang 504 Seiten. Broschiert Gm. 4.—, in Halbleinen gebunden Gm. 6.—.

All das berühmte deutsche Organisieren mit Maul und Papier ist lauter Dreck, vergleicht man's mit dem, was dieser Mann gewirkt hat. Das ist der Typus des modernen Heiligen, das von Carlyle vergessene Kapitel „The Hero as Saint". Friedrich von Bodelschwingh, einer der größten Männer aller Jahrhunderte! (Die Süddeutschen Monatshefte)

Die religiöse Gedankenwelt der Proletarierjugend in Selbstzeugnissen dargestellt von Günther Dehn. Umfang 80 Seiten. Zweite Auflage (4.—6. Tausend). In Steifumschlag Gm. 1.50.

Eine Bestandsaufnahme des religiösen Bewußtseins proletarischer Jugendlicher! Das Ergebnis ist erschütternd, aufrüttelnd, beschämend, ergreifend. Die ganze Krankheit und Verwüstung unserer Zeit wird greifbar gegenwärtig; das ganze Problem der Kirche als einer Heilsanstalt bricht auf und droht. Eine Zukunft der Kirche gibt es vorerst nicht, darüber wird alle Organisation, aller pathetische Aufschwung, alle wohlgemeinte Bußpredigt, alle mystische Ekstase einzelner Gottsucher nicht forthelfen; hier kann nichts helfen als äußerste Verzweiflung und tiefster Glaube, um diese Verwüstung des Glaubens und des Geistes in Generationen wieder gutzumachen. (Frankfurter Zeitung)

Weltreisegedanken. Von Georg Michaelis. Umfang 192 Seiten. Zweite Auflage (6.—10. Tausend). Broschiert Gm. 2.40, in Halbleinen gebunden Gm. 3.60.

Wirtschaftlicher Wiederaufbau. Von Georg Michaelis. Umfang 32 Seiten. In Steifumschlag Gm. —.40.

Michaelis gibt einen sehr anregenden Bericht über den Verlauf der eigenartigen, ganz offenbar von starken Kräften getragenen Pekinger Studenten-Weltkonferenz. Die Behandlung der dort besprochenen sozialen und internationalen Fragen zeichnet sich durch eine lebhafte Betonung des Gedankens der Gemeinwirtschaft, der Beteiligung auch der Arbeiterschaft am Gedeih und Verderb des Unternehmens aus. Es geht ein frischer Zug durch dieses Buch eines alterfahrenen Staatsbeamten, der heute manches in anderm Lichte sieht und dem Guten in der neuen Zeit mit dem Willen nachgeht, es zu verstehen und vorwärtsführende Wege in unserem kranken Volksleben zu finden. (Zentralbl. f. d. ges. Unterrichtsverwaltung)

Gemeinschaft

Die Vorbildlichkeit der urchristlichen Gemeinden für die Kirche der Gegenwart. Von Otto Schmitz (Professor in Münster). Umfang 64 Seiten. Zweite Auflage. In Steifumschlag Gm. 1.—.

Das Wort eines Christen, dem der Streit der Parteien als Verfälschung des Evangeliums schwer auf der Seele liegt. Sein Maßstab ist das urchristliche Gemeindeleben. Das verbindende Bekenntnis: Herr ist Jesus (1. Kor. 12. 3)!
(Friedrich Siegmund-Schultze)

Aus der Welt eines Gefangenen. Eine Einführung in den Philipperbrief von Otto Schmitz (Professor in Münster). Umfang 64 Seiten. In Steifumschlag Gm. —.40.

Eine nach Seiten des Geschmacks (ohne „erbauliche" Anwendung!), der seelischen Weihe und der klaren Gedankengliederung einfach vorbildliche Einführung in ein biblisches Buch. (Pastoralblätter)

Die Neugeburt der menschlichen Gemeinschaft. Ein Wort zur Frage der Erziehung von Willy Hellemann. Umfang 64 Seiten. In Steifumschlag Gm. 1.—.

Es ist hohe Zeit für eine neue Erfassung des Sinnes der christlichen Erziehung, nicht in Hinsicht auf kirchenpolitische Erwägungen, sondern auf innerste Erarbeitung ihres Wesens. „Wir haben christliche Schulen, aber es sind — als Form Kulturschulen mit religiösem Anstrich." „Wir brauchen eine Schule, die aus innerem Gehorsam geboren ist, eine Schule, die nicht für die Welt arbeitet, sondern für Gott." Es ist das Verdienst dieser Schrift, daß sie sich an eine solch grundsätzliche Behandlung der Aufgabe wagt. (Erich Stange)

Zinzendorf und die Jugend. Die Erziehungsgrundsätze Zinzendorfs und der Brüdergemeine. Von Otto Uttendörfer (Unitätsdirektor in Herrnhut). Umfang 208 Seiten. Broschiert Gm. 3.—, in Halbleinen Gm. 4.—.

Die Kinder frommer Eltern geraten meistenteils so schlecht wegen ihres gewaltigen Einwirkens in die Kinder hinein durch unaufhörliche Ermahnungen und Bestrafungen. So verbauen die meisten Eltern dem Heiland den Weg durch eine sinnlose Eilfertigkeit und Ungeduld, die Kinder nach ihren Ideen zu formen. Die Liebe ist das einzige Werkzeug des Erziehers. Er muß lernen, so zu zwingen, wie der himmlische Vater zwingt, der alles darauf anlegt, daß ihm der Mensch sein Herz schenkt. So wollte es Zinzendorf. (Jörg Erb vom BDJ)

Aus dem Leben meiner Mutter, Gräfin Lilla Rehbinder. Erzählt von ihrer Tochter Julie Schlosser. Umfang 216 Seiten. Broschiert Gm. 3.—, in Halbleinen Gm. 4.—.

Diese bettelarme, aber sehr blaublütige kleine baltische Gräfin, um 1847 geboren, wächst in einer Zeit auf, wo es — vor allem in jenem feudalen, halbrussischen Weltwinkel — weder Frauenfrage noch Frauenrechte und -beruf gibt. Aber aus dem Broterwerb, den ihr die nackte Not, das Familienelend allzufrüh schon aufzwingt, schafft dieses halbkindliche Mädchen mit der tapferen, wahrhaft adeligen Seele sich den Beruf, die innere Berufung im tiefen Sinne des Wortes. Die freie Überlegenheit ihres Denkens und Handelns, die sie über Kaste und Konvention hinaushob, brachten ihr in ihrer Tätigkeit als Erzieherin viel Gegnerschaft und schwere Kämpfe, wirkte aber auch reinigend, befreiend und echt gemeinschaftsbildend. (Lulu von Strauß und Torney)

Gedruckt im Sommer 1924 bei Otto Regel in Leipzig
als fünfundzwanzigste Veröffentlichung der „Stimmen aus der
deutschen christlichen Studentenbewegung".